Man to!

Man to!

Historischer Roman

von

A. Ferrari.



Zweiter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1870.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalt.

Neuntes Capitel.

Als Kurt in die ihm bekannten Straßen seiner Garnison, der Hauptstadt Cassel einritt, glänzte sein Auge stolz und seine Brust war von einem großen Entschlusse geschwellt, von jenem Gefühle, welches dem alten Römer den Vers dictirte:

„Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.“

Das stolze Gefühl, nicht mehr im breiten gemächlichen Strome sich treiben zu lassen, um dem überall sichtbaren, allgemeinen und gemeinen Glücks- und Vortheilstern zuzustreben, sondern auf nichts bauend, als den eigenen Mannesarm und ein kühnes Herz, sich lieber in das Ungewisse zu wagen, um das Edlere zu thun, ließ ihn verächtlich das bunte Cassel betrachten, den glänzenden Thron des auf der Glückswoge emporgehobenen neuen Königs. Auch umgaukelte ihn mit hellen Bildern die süße Liebe und die Freude am Abenteuer, so natürlich für einen jungen Krieger.

„Du und ich, meine rothe Flora“, redete er schmeichelnd zu seinem Pferde, ihm die weiche Mähne streichelnd, „und mein Degen dazu — wir wollen uns

treu sein. Das wilde Meer werden wir befahren und fremde Länder sehen und manchen guten Streich führen auf das fremde Volk — bis wir die holde Hertha gewinnen!" Und träumerisch blickte er in die Ferne und sah einen gebräunten Krieger heimkommen mit der Narbe auf der Stirn und dem Stern auf der Brust, und weiße Arme umschlangen dieses Kriegers Hals und eine bekannte Silberstimme flüsterte ihm zu: „Dein auf ewig!"

Da hielt sein Pferd an, und er sah sich zu Hause, ehe er es gedacht. Der Schlag der Hufe hatte seinen Diener herbeigerufen, er warf ihm die Zügel zu und eilte auf sein Zimmer.

„Du hast es gewollt, Hertha", schrieb er, „und so ist es entschieden. Was könnte ich Schöneres thun, was wäre mir eine liebere Aufgabe, als die Erfüllung Deines Willens. — Noch heute nehme ich meinen Abschied aus den Diensten der verhaßten Fremdherrschaft, und dann liegt um mich keine Fessel mehr, als die sanfte Rosenkette der Liebe, die mich zu Dir zieht. Was meinst Du, Hertha, sollen wir nicht auf Gott vertrauen dürfen, da wir das Rechte thun? Mag mein Großvater sein Aeußerstes versuchen, ich kenne nur einen Reichthum, Dein Herz, und nur ein Wünschenswerthes, das bist Du, meine wunderschöne geliebte Cousine. Es ist Alles vorbereitet. Ich stehe mit B . . . in Verbindung, auf ein Officierpatent in den Reihen der

edelsten Söhne unseres armen Vaterlandes darf ich rechnen. Ich werde unter dem Befehle eines Mannes kämpfen, den die übermüthigsten unter meinen französischen Cameraden mit Achtung nennen. Was brauche ich mehr? Ich brenne vor Begier, das Meer zu sehen, das Euch frei macht, ich brenne vor Begier, Dich zu gewinnen, meine deutsche Göttin! — Laß Deine Neigung mit dem Entfernten gehen, die Erinnerung an Dich ist meine leuchtende Sonne."

„So", rief er und warf die Feder hin, —

„Sein Roß und sein Schwert
Und der Minne zu dienen,
Nur das ist von Werth
Orlando dem Kühnen!"

Als er den Brief siegelte, trat sein Diener ein. Er war verwundert, seinen Herrn im Reisekleide am Schreibtische zu sehen und hielt es für seine Pflicht, ihm einen Wechsel des Anzugs vorzuschlagen.

„Nimm den Paradeanzug, Friedrich", erwiderte Kurt, „Busch auf den Helm."

Der Diener sah nach der Uhr. „Es ist gleich drei Uhr, „Meldezeit ist vorbei."

„Nichts passirt in meiner Abwesenheit?" fragte er, dies überhörend.

„Der Braune hatte letzten Mittwoch Kolik", erwiderte der Diener mit vorwurfsvollem Tone, da Kurt

gegen seine Gewohnheit in sein Zimmer gegangen war, ehe er den Stall gesehen.

„So? Es ist doch besser?"

„Ich habe ihn tüchtig gerieben, aber das half nichts; da habe ich die alte Essiger aus dem krummen Gäßchen in der Nacht geholt, die hat ihn besprochen und er war den Tag so munter wie eine Lerche."

Kurt lächelte. „Ist sonst nichts passirt?"

„Die Einladungskarten für den Herrn Lieutenant liegen hier auf dem Tischchen. Ich habe immer gesagt, der Herr Lieutenant wären auf Urlaub."

Kurt sah den kleinen Haufen Karten zerstreut durch.

„Thé dansant beim Minister Graf Wolfradt, — Souper beim Prinzen Salm, aide de camp du roi, alle Wetter — bal masqué beim Grafen Hardenberg, diner beim Baron Münchhausen, — zum Henker mit euch langweiligen Gesellschaften! Lauf hinüber und hol mir ein kaltes Huhn und eine halbe Flasche Madeira, dann leg den Paradeanzug zurecht."

Eine Stunde später schritt Kurt im vollen dienstmäßigen Anzuge mit klopfendem Herzen auf das Haus seines Obersten zu. Die Briefe trug er zuvor der Sicherheit wegen selbst zur Post. Es blieb nur noch übrig, den Abschied einzureichen, und das wollte Kurt mündlich thun, um aus dem Benehmen des Chefs gleich zu sehen, ob noch besondere Vorsichtsmaßregeln nöthig seien.

Er schritt die Treppe hinauf. An der Klingel stand: Le chevalier de Wolf, colonel commandant les chevaulegers de la garde. Er besah die Klingel, es war ein entscheidender Zug, den er thun wollte. Er zog. Der Bediente erschien und meldete, der Oberst sei nicht zu Hause.

„Wann wird er kommen?"

„Nicht vor Abend."

„Nun gut", dachte Kurt, „so sei es schriftlich. Ich habe versprochen, es heute zu thun." Er ging nach Hause, schrieb sein Abschiedsgesuch, bat darin zugleich bis zur Erledigung desselben um Urlaub, übersandte es dem Obersten und da ihn die Aufregung nicht im Hause litt, ging er spazieren.

Cassel ist eine hübsche Stadt; sie war im Jahre 1811 glänzend und lebhaft. Zur Zeit des Kurfürsten Wilhelm war sie Hauptstadt eines Landes von zweimalhunderttausend Einwohnern gewesen, jetzt galt sie für die eines Königreichs von über zwei Millionen. Im Gegensatz zu dem bekannten Geize des früheren Landesherrn führte König Jerome einen glänzenden, ja großartigen Hof. Er wünschte sehr, seine erste Residenz — Braunschweig hieß die zweite — zu verschönern und zu heben. Er baute selbst gern und unterstützte außerdem aus seiner Chatoulle seine Beamten. Viele der eleganten Häuser Cassels stammen aus der kurzen Periode Jerome Napoleons. Unendlich

war die Zahl der Abenteurer beiderlei Geschlechts, die den langen Schweif dieses flimmernden Kometen bildeten. Sie hatten das Aussehen der Stadt gänzlich geändert. Wie man die französische Sprache auf den Gassen fast mehr hörte als die deutsche, so daß der breite, ehrliche hessische Gutturalton von dem raschen spitzen Worte übertönt ward, so war der hausbackene bescheidene Anstrich der Straßen durch hell erleuchtete große Läden mit Pariser Waaren überglänzt, und hier kecke dunkle Gesichtchen, ein bischen frivol, ein bischen verlebt, dort hagere Gestalten, ein bischen spitzbübisch, ein bischen habsüchtig blickend, — aber alle elegant, tauchten auf wie die Pilze.

Diese Beobachtungen amüsirten Kurt wieder von neuem, als er langsam, den Säbel unter dem Arm, dahinschlenderte. Es war schon dunkel, die Gesellschaften nahmen ihren Anfang. Wagen rasselten, Männer, Weiber, Alles schrie und lief. Manch wohlgefälliger Blick aus weiblichen Augen haftete auf dem jungen, schlanken Mann in der kleidsamen Uniform seines vornehmen Regimentes, doch ward keiner dieser Blicke so recht erwidert. Kurt's Augen waren sammt seinem Herzen fern in der heimathlichen Haide.

Nicht lange sollte er seinem ungestörten Nachdenken überlassen bleiben. Als er über den Königsplatz bog, um halb gedankenlos den gewohnten Weg nach der

Chevaulegers-Caserne, der jetzigen Husaren-Caserne, einzuschlagen, hemmte eine dichte Menschenmenge seinen Schritt. Den Platz zierte damals die Statue Napoleon's, von Canova's Meisterhand aus carrarischem Marmor gebildet, welche in einem mehr pracht- als geschmackvollen Bassin stand. Die Wasserstrahlen umgaben an Sonntagen die Gestalt des Kaisers, so daß man diesen dann eher für einen Neptun oder einen Gott der Marine, als für den Schlachtengott des Continents halten mußte. Der Platz war heute mit Guirlanden und Veilchensträußen umgeben, die Wasser spielten, von Papierlaternen und bengalischem Licht mannigfaltig erleuchtet. Kurt verschmähte es, sich nach der Ursache dieses Schmuckes zu erkundigen und bahnte sich, so rasch er konnte, seinen Weg durch die Menge. An der Ecke fühlte er sich plötzlich am Arm ergriffen und eine wohlbekannte französische Stimme rief hinter ihm athemlos: „Endlich habe ich Sie, Wiedenbrück. Schon seit einer Viertelstunde verfolge ich Sie so laut schreiend, daß alle Leute mich für einen Hauderer halten mußten.“ Kurt erwiderte den Gruß seines Cameraden herzlich, denn der Marquis von Maubreuil war ihm von allen Franzosen im Regimente der liebste, ja vielleicht von allen Cameraden. Der junge Edelmann zeichnete sich durch den feineren Ton der alten französischen Gesellschaft aus, einen Ton, der unter der Kaiserherrschaft schon lange, gleich den alten Adelstiteln wieder in

hohes Ansehen gekommen war, außerdem besaß er guten Verstand und war von hervorragender militairischer Bildung.

„Was sagt die Residenz?“ fragte Kurt, „was macht das Regiment?“

„Das Regiment reitet, trinkt und liebt das Ballet“, entgegnete der Franzose. „Was die Residenz sagt, möchte ich nicht Alles wiederholen; was sie thut, sagt ihnen der neueste Witz unsers kleinen Königs. Es bewarb sich hier kürzlich ein Hallunke um Concession zur Anlage eines neuen Freudenhauses und der König hörte davon. „Welche Naivetät“, rief er, „man schlage ein Dach über ganz Cassel und es ist ein großes Freudenhaus.“

„Er ist zu unvorsichtig, der König. Er stellt sich selbst bloß“, erwiderte Kurt kopfschüttelnd. „Er wird sich schaden mit seinem Freimuth.“

„Was wollen Sie?“ sagte Maubreuil, „es ist ja sein einziges königliches Privilegium, daß er noch sagen kann, was er denkt. Dies ganze Königthum ist ja eine Comödie. Soll der arme Jerome sie auf dem Cothurn und mit der tragischen Maske abspielen?“

„Eine Comödie?“ fragte Kurt überrascht.

„Wenn ich das nicht dächte“, entgegnete Maubreuil, „wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es nur ein Uebergang ist zu geordneten Verhältnissen, so bliebe ich hier gar nicht, denn Cassel fängt an, mich zu langweilen.

Dies ewige Intriguiren der Deutschen gegen die Franzosen, der Franzosen gegen die Deutschen, ist widerlich. Diese Gewürzkrämer, Spitzenhändler und Freudenmädchen, die am Hofe große Rolle spielen, machen mir jedesmal übel, wenn ich mit ihnen zusammenkomme. — Alles das wird aber anders werden, wenn Westphalen erst französische Provinz — auch dem Namen nach ist, und anstatt eines Scheinkönigs, ein wirklicher Marschall hier zu befehlen hat."

„Französische Provinz?" stieß Kurt in ärgerlichem Tone hervor.

„Verzeihen Sie", sagte der Franzose, „ich habe Sie nicht verletzen wollen. Ich spreche nur als Soldat und sehe die Sache vom strategischen Standpunkte an. Doch lassen wir das. — Sie werden doch ins Theater gehen?"

„Ich habe wenig Lust", antwortete Kurt.

„Ich bitte Sie, keine Lust?" rief sein Camerad. „Heute an solch erhabenem Feste keine Lust? — Was ist Ihnen? Kehren eben erst aus der Einsamkeit heim! Irgend eine ländliche, vollbusige Schönheit mit rothen Armen, flachsblonden Haaren und Sommersprossen im Gesicht, muß es Ihnen auf Ihrer Burg angethan haben!"

„Heute ein Fest?" sagte Kurt, ohne den Scherz des Cameraden zu erwidern.

„Sie wissen es nicht einmal, Barbar? Heute ist

le jour de naissance de sa majesté le roi Joseph Napoléon.“

„Ah, also darum bekränzt und illuminirt man die Napoleonsstatue?“

„Ist nicht sein Hauptverdienst, daß er Bruder des Kaisers ist, dessen Namen er nun auch, ebenso wie Louis und Jerome angenommen hat? Der armen spanischen Majestät wird gar nicht besonders vergnügt zu Sinnen sein nach Dupont's Capitulation. Aber gehen Sie nur mit. Wir werden den Diable à quatre haben, Bernard giebt den Savetier; nachher das große neue Ballet von Monsieur Aumer, le pays heureux — man sollte diese schöne Allegorie lieber le pays de Cocagne nennen, — dasselbe, was wir zuerst am Geburtstage unserer Majestät sahen.“

„Damals war ich schon auf Urlaub.“

„O, dann müssen Sie jedenfalls hin. Die Ausstattung ist wirklich pompös. Rozier tritt darin auf und Fräulein Durand, ferner —“

„Ha!“ rief Kurt. „Sehen Sie dort, — das kann ein Unglück geben.“ — Und eilig sprang er auf eine bewegliche Scene in einiger Entfernung zu, während sein Begleiter ihm folgte.

In langen regellosen Sätzen kam ein prächtiger Schimmel, welcher ein elegantes Coupé zog, die Straße daher; der Kutscher hatte die Führung des Thieres verloren, welches, durch ein plötzliches Licht, oder ein

ungewohntes Geräusch erschreckt, durchgegangen war. Im Versuch, es zum Stehen zu bringen, waren die Zügel zerrissen und beim Anstürmen gegen eine Straßenecke die Deichsel gebrochen. Aengstliche Schreie tönten ans dem Innern des Wagens, während derselbe bald rechts, bald links gegen die Häuser geworfen zu werden in Gefahr war, die Menge aber hülferufend sich selbst zu retten suchte und lärmend hin und her lief.

Kurt durcheilte diese Menge. Mit Gewandtheit wich er dem Ansturm des rasenden Thieres aus, und im nächsten Augenblicke hatte seine starke Faust den Zügel dicht am Kopfe ergriffen. Noch eine kleine Strecke ward er mit fortgezogen, dann aber kam das Roß zum Stehen, schnaubend und vor Aufregung an allen Gliedern zittternd.

Kurt überließ die Sorge für das Thier dem Kutscher, welcher jetzt vom Bocke herabsprang und öffnete den Schlag des Wagens.

„Elle ne sera pourtant pas morte“, hörte er eine Stimme sagen und sah eine Dame über einer scheinbar leblosen, weiblichen Gestalt hingebeugt, ihr ein Fläschchen unter die Nase haltend.

„Ich danke Ihnen, mein Herr“, sagte dann diese Dame und stützte ihre Hand auf Kurt's Arm, als dieser ihr beim Aussteigen half.

Er sah im Scheine der nahen Laterne ein todten-

blasses zartes Gesicht vor sich und die Hand auf seinem Arme zitterte stark.

„Fräulein Durand!“ rief Maubreuil.

„Meine Kammerfrau wird Ihrer Hülfe mehr bedürfen, als ich“, fuhr sie fort. „Sie ist ohnmächtig.“

In diesem Augenblicke war auch der Marquis herangekommen und es gelang den vereinigten Bemühungen der Herren, denen sich jetzt einige hülfreiche weibliche Wesen anschlossen, die Ohnmächtige aus dem Wagen und mit Hülfe eines Riechfläschchens zur Besinnung zu bringen.

Eine dichte Menge umstand gaffend das Fuhrwerk und gab Rathschläge zur Behandlung des Pferdes und der Geretteten.

„Ich darf wohl noch für einige Augenblicke auf Ihren Arm rechnen, mein Herr“, sagte die Dame zu Kurt. „Ich wohne am Friedrichsplatze.“

Kurt führte die noch immer Zitternde und sein Camerad die Kammerfrau durch das Gedränge in der bezeichneten Richtung fort, während der Kutscher den Wagen umwandte und zu Fuße neben dem Pferde folgte.

Die Dame lachte jetzt laut auf. „Er würde heute Abend tüchtig in Verlegenheit sein, der gute Herr Aumer, wenn ich mir den Hals gebrochen hätte!“ rief sie.

Der Marquis beglückwünschte seinen Freund, die Zierde und den Liebling Cassels gerettet zu haben, und

folgte mit französischer Eleganz neben der Kammerfrau dem voranschreitenden Paare.

Die Wohnung der Tänzerin war bald erreicht und der über die unerwartete Rückkunft seiner Herrin erschreckte Diener leuchtete voran in das Boudoir der Dame. Dort sank sie erschöpft auf eine Chaise longue nieder, und Thränen brachen aus ihren Augen.

„Wir sind schwache Geschöpfe", sagte sie, wie um diese Thränen zu entschuldigen. „Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich die Ursache solcher Mühe für Sie ward."

Mit offenbarer Bewunderung ruhte dann ihr Blick auf Kurt, welchen sie erst jetzt im hellen Kerzenlichte recht betrachten konnte. Eine Röthe überflog ihre Wangen und sie bat sich die Namen der Herren aus.

Beide überreichten ihre Karten, und Kurt drückte höflich, indem sie sich empfahlen, die Hoffnung aus, daß der erlebte Schrecken keine ferneren nachtheiligen Folgen für die Dame haben werde.

„Glauben Sie, mein Herr", erwiderte sie, indem sie seine Hand drückte, „ich werde Ihre edle Aufopferung für mich nie vergessen, und ich hoffe nur", fügte sie mit verführerischem Lächeln hinzu, „daß Sie die Ritterlichkeit nicht bis in das Extrem treiben, die vergessen zu wollen, welche Sie Sich so sehr verpflichtet haben."

Die Herren verneigten sich und gingen.

„Pst“, sagte Maubreuil, als sie auf der Straße waren, „haben Sie Glück!“

„Wie so?“ fragte Kurt zerstreut.

„Nun, es begegnet einem nicht alle Tage eine Antonie Durand, welche man rettet. O, undankbarer Deutscher! Wir haben kein Glück auf westphälischem Boden, wir armen Franzosen! Herr von Bülow wirft uns nach und nach aus dem Lande, und wo es zu retten gibt, retten wir die Kammerfrau. Kommen Sie, wir trinken ein Glas von Ihrem abscheulichen Rheinwein und sehen dann das Ballet. Wir müssen Fräulein Durand tanzen sehen.“

„Glauben Sie, daß sie tanzen wird?“

„Ei, ohne Zweifel.“

„Ich habe nie von einer Durand gehört“, meinte Kurt.

„Um Gotteswillen“, antwortete ihm sein Freund, „sagen Sie das nicht laut; wer Sie so reden hört, muß Sie für Linie halten. Sie verließ vor anderthalb Jahren Cassel, ich glaube, sie konnte sich mit dem Balletmeister Aumer nicht vertragen, und tanzte im Theater della Scala in Mailand, bis der König, der sie doch nicht entbehren kann, vor vier Wochen sie zurückrief. Sie ist jetzt rasend Mode und wahrhaftig, sie verdient es.“

Obgleich Kurt, von seinem ernsten Entschlusse erfüllt, durchaus keine Lust verspürte, irgend welche Ver=

gnügen mitzumachen, ließ er sich doch durch die Macht der Gewohnheit bestimmen, die Gesellschaft seiner Cameraden und den gewöhnlichen Abend-Aufenthalt auch heute aufzusuchen. Er trat mit Maubreuil in ein Kaffee- und Weinhaus, wo um die Zeit vor Beginn des Theaters die Officiere seines Regiments gemeinschaftlich versammelt waren, um ihren Kaffee mit Liqueur, soweit sie Franzosen, oder ein Glas Rheinwein, soweit sie Deutsche waren, einzunehmen.

Das Zimmer war ziemlich gefüllt und Kurt begrüßte sich cameradschaftlich mit den jungen Leuten.

„Ich bin gerade im Begriffe, ein Klagelied über unsere Stellung in Westphalen zu singen", sagte Maubreuil, „was meinen Sie, daß ich eben erlebt habe?"

„Erzählen Sie", riefen Mehrere.

„Wie wir Beiden, Herr von Wiedenbrück und ich in ernster Erwägung der kaiserlichen Politik im Ganzen und der Stellung des Königreichs im Besondern, dahin schreiten, trifft donnernder Hufschlag und wildes Schnauben mein entsetztes Ohr, ich sehe vier schwarze wilde Rosse dahinstürmen, einen Wagen hinter sich herschleppend, aus dessen Schlage angstvoll ein Engel lehnt und nach Hülfe schreit. Ich natürlich darauf zu. Doch vor mir dieser schlanke Germane. Ein Griff und er bändigt die Rosse, ein zweiter und in seinen Armen liegt — wer? Fräulein Durand — und —"

„Die fährt ja mit einem einzigen Schimmel!“ unterbrach ihn lachend Jemand, — „und in den meinigen liegt“, fuhr Maubreuil unbeirrt fort, „das heißt erst lange nachher, während jene Beiden liebeglühend ihre Blicke ineinander tauchen, eine alte dicke gelbe Provençalin, die Kammerfrau.“

„Dertausend, dertausend!“ scholl es „Nein, ohne Scherz, was ist daran?“

Herr von Wiedenbrück hat so eben Fräulein Durand vom sichern Tode gerettet“, sagte Maubreuil, sich tief vor Kurt verneigend.

„Welches Glück! Ich gratulire!“ riefen Alle.

Kurt lachte. „Es war eben keine Heldenthat“, sagte er. „Wir kennen das liebenswürdige Erzählungstalent unseres Freundes.“

„Die dicke westphälische Luft lähmt alle unsere Fähigkeiten“, fuhr Maubreuil fort, „der Franzose taugt hier gar nichts mehr. In Paris wäre ich es gewesen, der die Durand rettete.“

„Es ist wahr, die Deutschen haben hier Alles voraus, auch den Esprit“, sagte ein anderer junger Franzose. „Haben Sie den Witz des Herrn von Malsburg gehört?“

„Nein!“

„Vorgestern steht Herr von Malsburg im königlichen Cour-Saal und besieht die mediceische Venus, die da neben dem letzten Fenster links aufgestellt ist.

Der Saal ist ganz gefüllt und man erwartet den König. „Sehen Sie", sagte Herr von Malsburg ganz laut zu August Lecamus, Fürstenstein's Bruder, der neben ihm steht. Diese Statue ist eine Allegorie zu dem Eide der Staatsdamen, betrachten Sie die Haltung der Arme, nicht wahr? Fidélité à la reine, obéissance au roi!"

Der derbe Scherz ward nach Lieutenantsweise belacht.

Die Mehrheit der Anwesenden bestand aus Deutschen, wie dies bei allen westphälischen Regimentern der Fall war, und obwohl die Commando's bei der Garde französisch waren, gleich den Erlassen und Befehlen, so hatte doch das überwiegend deutsche Element im gewöhnlichen Umgang den Sieg davon getragen. Die Unterhaltung ward meistens deutsch geführt, freilich mit französischen Brocken reichlich untermischt, denn nur mit wenigen Cameraden konnten die Franzosen wie mit Kurt eine geläufige Unterhaltung in ihrer Muttersprache führen.

Die Franzosen, mit ihrem angeborenen Ungeschick für das Deutsche, fanden das nicht sehr angenehm, doch mußten sie sich fügen und rächten sich dadurch, daß sie unter sich die barbarische Sprache und den barbarischen Geschmack ihrer deutschen Cameraden schalten. Denn auch rücksichtlich des Geschmacks machte sich ein großer Unterschied zwischen beiden

Nationen fühlbar. Die deutschen Officiere liebten eine lange Sitzung beim Rheinwein, ein gemüthliches Gespräch mit gehörigen Pausen versetzt, und eine gründliche Untersuchung der Dinge, welche den Gegenstand des Gesprächs bildeten. Dagegen liebten die Franzosen das Weintrinken gar nicht und verabscheuten den Rheinwein noch ganz besonders. Langes Sitzen auf einem Fleck war ihnen ein Greuel und ein schnelles Plaudern mit Witz und Wortspielen das Einzige, welches sie ohne Langeweile führen konnten. Nur darin stimmten Alle überein, daß sie die Mädchenjagd für das größte Vergnügen hielten. Begreiflicherweise diente diese Belustigung nicht zur Begründung innigerer cameradschaftlicher Geselligkeit.

Das Theater begann um 7 Uhr, die jungen Officiere hakten ihre Säbel auf und schlenderten dorthin.

Es war ein junger Lieutenant erst ganz kürzlich bei dem Regimente angestellt, Namens von Munster, welcher sich ganz besonders an Kurt anschloß. Dieser und Maubreuil nahmen neben ihm ihre Sitze im Parquet des Hoftheaters. Die Prachtliebe des Königs hatte kein Geld gespart, dasselbe zu einem glänzenden zu machen, wie überhaupt am Hofe zu Cassel es selten an Geld fehlte, wenn es sich ums Vergnügen handelte.

Der Zuschauerraum hatte die Form eines Tempels, in welchem vier über einander emporsteigende

Sitzreihen sich bis zu der mit Gemälden und Vergoldung bedeckten kuppelartigen Wölbung erhoben.

Von dieser Kuppel hing an vergoldeter Kette ein mächtiger Kronleuchter herab, dessen dreihundert Kerzen Licht bis in den entlegensten Winkel verbreiteten. Der Bühne gegenüber lag die große königliche Loge, über welcher ein mächtiges Wappen mit dem Adler, dem bienengestickten Mantel und J. N. in Gold erglänzte. Zwei Reihen Fauteuils in blauem Sammet standen hinter ihrer gleichfalls mit blauem Sammet bedeckten Brüstung, welche einen kleinen Kronleuchter und die Einrichtung eines Salons besaß. Von dieser Mittelloge aus gingen die kleineren Logen des ersten Ranges in weiten Bogen bis zu der Bühne. An den Säulchen, welche zwischen den einzelnen Logen sich erhoben und den darüber liegenden zweiten Rang zu tragen schienen, waren broncene Armleuchter angebracht, deren jeder drei Lampen trug. Die Brüstung war oben mit blauem Tuch überzogen und bildete vor jeder Loge ein Schild, aus welchem die Portraitköpfe berühmter französischer Dichter, wie Racine, Corneille, Voltaire und Moliere, und deutscher, wie Lessing, Gottsched, Cronegk und der Componisten damaliger Zeit hervorblickten. Die oberen Ränge waren mit minderem Luxus, doch in gleicher Weise eingerichtet. Außer der großen Mittelloge besaß Jerome noch die eine der beiden Parquet-Proscenium-Logen un-

mittelbar neben der Bühne, den vielgenannten goldenen Käfig. Die Loge war, man weiß nicht, ob zum persönlichen Schutz des Monarchen — in der That vollkommen nach der Bühne zu mit einem Drahtgitter geschlossen, hinter welchem schwere Seidendamastvorhänge den Einblick in das Innere versperrten. Die Loge hatte nach der Bühne eine Thür und Jerome pflegte als Kenner, Künstler und Künstlerinnen in den Zwischenacten hierher zu bescheiden, wenn er seine Anerkennung ausdrücken wollte, welche häufig zu endlosen Entreacten führte.

Als die Herren ihre Plätze einnahmen, hatten sich die Sitze zum größten Theil schon gefüllt, und der erste Rang glänzte von hellfarbigen Gewändern, Federn, Gold und Steinen der Damen aus der großen Welt Cassels, welche dort, mehr um gesehen zu werden, als zu sehen, ihre eleganteste Toilette zur Schau stellten. Die königliche Loge war noch leer.

Während seine beiden Cameraden lebhaft sich unterhaltend umherblickten, war Kurt in tiefe Träumerei versunken. Das von Menschen gefüllte Theater, das laute Lachen, das Gewirr von tausend halblauten Stimmen, der Schimmer der Uniformen und Damengewänder im Glanze der Kerzen — Alles erschien ihm wie eine Maskerade, in die er mit seinen ernsten Gedanken nicht passe, wie ein Hohn auf die schweren Verhältnisse, unter denen sein Vaterland litt und die ihn von dannen treiben sollten in eine würdigere

Arbeit. Er bereute, hergekommen zu sein auf diesen Schauplatz des Vergnügens und der Eitelkeit. Lange konnte er jedoch in so munterer Umgebung nicht sich selbst überlassen bleiben.

„Sagen Sie doch, Wiedenbrück“, redete ihn Munster an, „mache ich wohl bei der Generalin de Chantier einen Besuch?“

„Da sie Hofdame ist“, entgegnete Kurt, „möchte das ganz zweckmäßig sein.“

„Und da sie une fille de joie gewesen ist“, sagte Maubreuil, „möchte das auch ganz interessant werden. Sie können gewiß Manches von ihr erfahren oder lernen, oder erhalten, je nachdem Sie nun mit ihr auf diesen oder jenen Fuß kommen.“

„Eine solche Person wäre sie gewesen?“ fragte Munster erstaunt, und sah etwas entsetzt nach der im schönsten Diamantenschmuck strahlenden Dame hinauf.

„Was wundert Sie denn dabei?“ fragte Maubreuil. „Sie glauben doch nicht, daß das die einzige Dame im ersten Range ist, welche sich ihren Lebensunterhalt früher oder auch jetzt noch durch eigenen Fleiß und Geschicklichkeit zu erwerben wußte? Was wollen Sie? Madame de Chantier ist die einzige Tochter einer braven Wäscherin, welche Rue Grange aux Celles in Paris wohnte. Das junge Ding hatte um die Zeit, wo es noch Mode war, im römischen Costüm zu gehen und die Generale zu guillotiniren, wenn sie nicht ge-

siegt hatten — eine ganz gute Mode, bei Licht besehen — die Entdeckung gemacht, daß sie ein schönes Bein habe. Ich glaube, sie hatte es in Gesellschaft eines gewissen Duvergey bemerkt, der damals Secretair beim Wohlfahrtsausschuß war — kurz, es war eine ganz gewöhnliche Geschichte. Sie empfing etwa fünf Jahre lang ziemlich lebhaften und abwechselnden Besuch, und war dann so verständig, dem Capitain Chantier die Gewährung seiner Wünsche so lange abzuschlagen, bis er sie heirathete. Dieser hatte das Glück, nicht eher todtgeschossen zu werden, als bis er General war, sie hatte Geschmack am Leben der großen Welt bekommen und kam natürlich nach Cassel, um diesem Geschmacke nachzugehen. Nun ist sie Hofdame."

„Das ist ja schrecklich", sagte Munster.

„Wie so?" entgegnete Maubreuil. „Sie ist vielleicht besser, als manche Andere, von der man die Vergangenheit nicht kennt."

„Sehen Sie dort jene geschmackvoll bemalte Gattin des wackern Adjutant supérieur du Palais, Lazare Laflèche, Barons von Keudelstein. Sie wissen doch, daß er Bankier in Genua war und Seiner Majestät einmal fünfhundert Francs vorstreckte, als Seine Majestät noch als Privatmann sich amüsirte."

„Kein Wort weiß ich davon!"

„Nun, es ist so, und er ist dafür Intendant und stiehlt so viel wie drei gewöhnliche Intendanten. Auch

wäre er schon dreimal gehängt, wenn er nicht eine Frau hätte, an welcher der König hängt. Jetzt, sagt man, ist es ihr gelungen, den Kronprinzen von Würtemberg zu erangeln. Der arme Königssohn, sagt man, soll so in den Banden dieser Armide liegen, daß er gar nicht wieder nach Stuttgart zu seinem gestrengen Vater zurück will. Sehen Sie dieses Gesicht, ist nicht eine ehrliche Priesterin der Liebe viel vertrauenerweckender? Wie sie den Kopf dreht! Haben Sie ihren giftigen Blick bemerkt, womit sie dort die Stieftochter des Ministers Simeon betrachtete, die sich der Gunst des Königs gleichfalls erfreuet? Hätten Sie dieses Fräulein Héberti auf der letzten Hofmaskerade gesehen, wo sie als Tirolerin mit dem König kokettirte, bis die wüthende Gräfin Löwenstein ihr eine Ohrfeige gab und die beiden Schönen sich dann in die Haare geriethen gleich Hallenweibern — o, es war ein Schauspiel ..."

Der Redende ward unterbrochen durch den Klang der Glocke, welche den Anfang des Stückes andeutete, das Gespräch verstummte, der Vorhang rollte auf und das damals sehr beliebte Lustspiel „Le diable à quatre" begann.

Das Lustspiel war ausgezeichnet in Cassel. Allerdings gab es nur eine einzige Truppe, welche zugleich den Anforderungen des Lustspiels, der Oper und des Ballets entsprechen mußte, so daß der größere Theil

der Schauspieler sowohl in der Oper, als auch im Lustspiele auftrat. Die Folge davon war, daß derselbe Schauspieler, der in der Comödie vollkommen gewesen sein würde, wenn er sich mit ihr allein zu beschäftigen gehabt hätte, ein mittelmäßiges Talent blieb, weil er sich zu gleicher Zeit in der Musik ausbilden mußte. Doch fiel der Hauptnachtheil hievon auf die Oper. Heute Abend spielte Bernard. Er gab die Rolle des savetier, in welcher er berühmt war, und Fräulein Delêtre war seine würdige Mitspielerin. Die Gesammtdarstellung machte der Direction des Herrn von Bercagny Ehre. Auf das Lustspiel folgte eine längere Pause, weil, wie die Umsitzenden versicherten, der König zum Ballet erwartet werde, und die Hofcapelle mußte dieselbe durch den Vortrag ausgewählter Musikstücke verkürzen. Die Capelle des Hoftheaters war aus den vormaligen Capellen von Cassel und Braunschweig zusammengesetzt und noch durch verschiedene Pariser Virtuosen aus Jerome's Bekanntschaft vermehrt. Sie hätte nach den Kräften, welche sie enthielt, entschieden die vorzüglichste in ganz Deutschland sein müssen und daß sie im Ensemble diesen Standpunkt nicht erreichte, lag nur in der Disharmonie, welche man da, wo eine einzige entscheidende Autorität fehlt, aller Zeiten unter Künstlern finden wird.

Jerome, wenn auch sein Geschmack ihn mehr zur italienischen Musik hinzog, — er pflegte zu sagen, die

Natur habe den Deutschen zum Reiten, den Franzosen zum Tanzen und den Italiener zur Musik bestimmt — hatte er doch bei seiner Thronbesteigung beide Richtungen, die classisch-deutsche und die französisch-italienische in gleicher Weise cultiviren wollen. Er hatte deshalb zu seinem von Paris mitgebrachten Capellmeister, dem Turiner Felix Blangini, den damals vielleicht bedeutendsten lebenden deutschen Capellmeister Christian Reichardt, den Componisten der Goethe'schen Lieder und der in jener Zeit sehr beliebten Opern Olympiade und Tamerlan berufen. Zwischen beiden Richtungen hatte sich sehr bald ein heftiger Zwiespalt entwickelt, gerade wie er in ganz ähnlicher Weise noch heute in deutschen Residenzen sich wiederholt, wo die Musiker Donizetti und Verdi verabscheuen, der große Haufe dagegen sie vergöttert. Reichardt's Lieblingscomponisten, Gluck und Haydn, machten den Hof gähnen, sämmtliche Musiker wußten dagegen ihre Verzweiflung nicht stark genug auszudrücken, wenn sie verdammt waren, in einer Spontinischen Spectakeloper oder einem Blangini'schen Nocturno mitzuwirken. So war es gekommen, daß der reizbare deutsche Kapellmeister schon ein Jahr zuvor seine Stelle und damit dem französischen Collegen das Feld völlig geräumt hatte.

Endlich, nach fast stündigem Warten, erschien in der königlichen Hauptloge der Ceremonienmeister und Kammerherr Mr. Marseille Laflèche, Schwager der

vorerwähnten Dame, klopfte mit seinem Stock dreimal auf den Boden und rief mit lauter Stimme in das Theater: „La reine!“

Das ganze Theater erhob sich. Nach fünf Minuten stiller Pause öffnete sich die Flügelthür der königlichen Hauptloge und vom Baron von Gilsa, dem Grand maître de la maison de la reine geführt, erschien die Königin, die damals achtundzwanzigjährige Katharina von Württemberg, eine üppige, zur Corpulenz neigende Blondine, wenn auch nicht schön, doch immer von angenehm freundlichem Aeußern. Sie verneigte sich huldvoll nach allen Seiten. Der Königin folgte die Oberhofmeisterin Gräfin Bocholtz, eine sehr schöne Dame, von deren intimen Beziehungen zum König man viel sprach. Hierauf erschienen die Staatsdamen der Königin, zuerst die junge Gräfin Ville sur Illon, eine geborne Prinzessin von Hessen-Philippsthal und erst vor einem halben Jahre mit einem zum Empire bekehrten Emigré vermählt, dann die Gräfinnen Löwenstein-Wertheim, von Pappenheim, Oberg und Schwiecheldt, die Baroninnen von Scheele, Slicher, Gilsa, Witzleben, Otterstedt und endlich die beiden schönen Creolinnen und Schwestern des neuen Grafen Fürstenstein, die Generalin Morio, und Madame Pothau, die Gemahlin des General-Postmeisters, diese wie die böse Welt sagte, auch zugleich fort liée mit dem König. Mit Ausnahme der beiden letzten

gehörten sämmtliche Damen der hohen Aristokratie Westphalens an und waren meist noch in der Blüthe der Jugend. Auf der linken Schulter trugen fast alle den neugestifteten Damenorden der heiligen Elisabeth, einige von ihnen, die Gräfin Bocholtz und Löwenstein darunter, auch das Miniatur-Portrait des Königs in Form einer Broche mit Diamanten eingefaßt, eine Auszeichnung, die Jerome nicht selten an Damen des Hofes zu verleihen liebte.

Kaum hatten sie Platz genommen, als Herr Laflèche zum zweiten Male und noch vernehmlicher als zuvor rief: „Le roi!“

Wieder erhob sich Alles, auch die Königin mit ihren Damen und im Moment, wo Jerome eintrat, begann die Musik das Napoleonische „Veillons au salut de l'empire!“

Jerome trug die Uniform seiner Grenadiere, weiß mit rothen Anfschlägen und das Großkreuz der Ehrenlegion und seines Ordens auf der Brust. Er war eher unter, als über Mittelgröße, und seine Haltung etwas gebeugt, trotzdem aber der Würde nicht ermangelnd.

Sein Gesicht war mager, von mattem, gelben Teint, und glich ungemein den Bildern, die man von seinem großen Bruder gemalt hat, als er noch General Bonaparte war.

In seinem Gefolge waren nur wenige Herren des Hofstaats, darunter der Groß-Ceremonienmeister Graf Bocholtz und der Großjägermeister Graf Hardenberg.

Jerome begrüßte seine Gemahlin mit ausgesuchter Freundlichkeit und Etiquette, die Staatsdamen verneigten sich tief und Alles nahm seine Sessel ein.

Es machte dabei einen eigenthümlichen Eindruck, wie der König neben seiner Gemahlin, an der anderen Seite Gräfin Bocholtz gleichsam als ein Pascha des Orients dasaß, ringsumgeben von den Staatsdamen der Königin, während die Herren des Hofes neben den Pagen im Hintergrunde Platz finden mußten.

„Geben Sie Acht", sagte Maubreuil, „als eine helle Glocke zum zweiten Male ertönte, zu Kurt, „le bonheur du peuple fängt an."

Die Ouverture, wie die ganze Musik von Felix Blangini componirt, begann mit einem eintönigen schwermüthig getragenen Andante, das je nach einigen Tacten von gedämpften Pauken unterbrochen wurde.

Die Anklänge einer leichten gefälligen Chansonmelodie tauchten dann zuweilen leise auf, jedoch nur leise anklingend, um sofort wieder, von dumpfen Paukenschlägen jäh unterbrochen, zu verschwinden.

„Merken Sie", flüsterte während dem Maubreuil Kurt ins Ohr, „was diese allegorische Musik bedeutet? Das ist das deutsche Elend, ehe wir kamen. — Hören Sie dazwischen die Waldhörner und die Harfen mit ihrem Où peut-on être mieux? Das sind die Hoffnungen der Armen auf uns, auf eine glücklichere bessere Zeit. Jetzt wieder ein Paukenschlag, noch einer,

Anfangs noch piano. — Der alte Kurfürst will von besserer Zeit nichts wissen, gleich schlägt er mit seinem spanischen Rohr darein — au, au, mein Trommelfell! — die Hoffnungen verstummen, nur einige vorlaute Violinen deuten noch den leisen Jammer an, die Passage wiederholt sich natürlich, divers peuples, que la Westphalie réunit. Aber jetzt naht die Vergeltung, die Peripetie ist da. Hören Sie den wüsten Spectakel, wahrscheinlich die Schlacht von Jena, jene Bässe, welche die Tonleiter abwärts grunzen, sind die preußischen Festungen, welche sich übergeben. Ein Tausendsassa, der Meister Blangini! — wer hätte ihm nur solche historische Kenntnisse zugetraut? — Hören Sie das Gepolter — jetzt packt der Kurfürst seine Siebensachen — den gellenden Beckenschlag: das sind die Geldkasten, die er dem Amschel Rothschild schickt — jetzt — Victoire!"

Aus dem wüsten Fortissimo ging die Musik in einen rasenden Triumphmarsch über, aus dem dann wieder die hübsche Melodie hell und sprudelnd hervorquoll, bis zuletzt alle Instrumente unisono sie wiederholten: „Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?"

Der Vorhang rauschte empor, und die Bühne zeigte eine sehr hübsch gemalte Decoration, rechts Wald mit Gebirgen dahinter, links ein Kornfeld und Weide, und im Hintergrunde schloß sich an die Berge

die See und daneben links ein Dorf mit Strohdächern; darüber dunkle Wolken, die sehr künstlich in Bewegung gesetzt wurden. Die Musik setzte mit einem Walzer ein und hinter den Bäumen hervor kamen vier Paare getanzt, Bauern und Bäuerinnen vorstellend, die ersteren in Pelzen und dreieckigen Hüten, rothen Westen und blauen Strümpfen, die anderen mit großen Flügelhauben, schwarzem kurzen Rock und weißen Aermeln.

„Nehmen wir unser Programm zur Hand", sagte Maubreuil und las: „Matière: De divers peuples vivent séparés. 1º Menuet et Valse des habitans de la Vieille Marche."

Die Paare walzten mehrmals über die Bühne. Dann trennten sie sich, um sich zu einem schwerfälligen Menuet aufzustellen. Während dieses Tanzes begannen die Bäuerinnen zu schmollen, worüber, war — ein dem Leben gut abgelauschter Zug — nicht recht ersichtlich — die Bauern, ebenfalls verkleidete junge Damen, stampften mit den kleinen Füßchen und stemmten die Hände in die Seite. Das war den Weibchen zu arg, und sie weinten und wehklagten pantomimisch, was nun wieder die Bauern wohl vertragen konnten, sie hielten sich die Ohren zu und entfernten sich zuletzt heftig aufstampfend — wahrscheinlich in die Schenke, worauf ihre vier schwächeren Hälften ihren Aerger erst in einigen Walzerpa's Luft machten und dann auf den

Fußspitzen stehend zurückchassirten, indem sie die Arme mit gefalteten Händen nach unten streckten und die Augen wehmüthig nach oben, das heißt, nach der königlichen Hauptloge richteten und so zuletzt hinter den Coulissen verschwanden.

Die Mädchen sind gut eingeschult", sagte Maubreuil, „Monsieur Joly versteht sein Geschäft."

„Wie heißt die Bäuerin am rechten Flügel, Maubreuil?" flüsterte Munster.

„He Kleiner, gefällt sie Ihnen? Ihr Name ist im französischen Munde unaussprechlich, ihr nom de guerre, wenn ich nicht irre, Violet. Als Hessenkind kein übler Bissen in der That. Aber sehen Sie sich in der Leidenschaft vor, daß Sie nicht in dienstliche Collision gerathen. Unser Colonel stellt ihr nach, wie ich höre, soll aber mit der Mutter noch nicht einig sein; kein schlechter Geschmack.

Aber lesen wir weiter im Text: 2⁰ „Pas de marine; des marins Hanovriens Mlle. Coustou, Mr. Petitpas, Corps de Ballet." Ein Dutzend junge Damen des Corps de Ballet — männliche Darsteller zählte dasselbe nur für die Solopartien — in der bekannten blauen Seemannstracht mit rothen Schärpen und schwarzen Lackhüten, führten eine Art englischen Matrosentanzes aus, abwechselnd in die Hände klatschend und die Sohlen zusammenschlagend.

Hierauf erschien ein einzelnes Paar, er ebenfalls als Seemann, sie in Phantasie-Costüm und nur durch ein schwarzes Miniatur-Lackhütchen als Dame von der Marine gekennzeichnet.

„Man merkt es Petitpas doch bei jedem Sprunge an“, sagte der Kritiker Maubreuil, „daß er eine Seiltänzererziehung genossen. Welche Sätze in die Luft. Es ist, wenn auch nicht schön, jedenfalls sehr schwer, und diese tours de force sieht man bei Franconi in Paris nicht besser. Aber was sagen Sie zu Coustou, Wiedenbrück? sie ist noch immer eine wohlansehnliche Person trotz ihrer dreißig Jahre. Welche Behendigkeit und, ich möchte sagen, übermüthige Laune, welche Schnelligkeit in jeder ihrer Bewegungen. Man muß ihr lassen, sie tanzt con amore. Dies Spiel mit ihren braunen Zöpfen, dies niedliche bittende Gesicht, mit dem sie den hartherzigen Luftspringer verfolgt, jetzt die moue, das Schmollen, wie er ihr wieder entflohen ist — bravo, bravo!“ und Maubreuil stimmte kräftig mit in den allgemeinen Applaus ein, der sich jetzt erhob, nachdem die Tänzerin ihre Pas beendet.

„Haben Sie bemerkt“, flüsterte Munster, „daß der König selbst das Signal zu dem Applaus gab. Er winkte dem Herrn von Marinville zu, und der ganze erste Rang klatschte zuerst wie rasend.“

„Der Wink mag schon noch eine andere Bedeutung haben“, meinte Maubreuil. „Aber Achtung, lesen wir

unser Programm, 3⁰ Allemande: paysannes Hessoisses et soldats."

Jetzt nahte wieder das Balletcorps. Die Paysannes, ganz in der bekannten hessischen Bauerntracht, mit langen blonden Zöpfen und rothen Röcken, nur noch kürzer, als die in der Wirklichkeit auch nicht gerade an übertriebener Länge leidenden Kleider der Hessinnen. Sie hielten Sensen und Rechen in den Händen, schwebten auf und nieder, um darauf einem kleinen Trupp Soldaten, mit blauen Fracks, gepudert und bezopft, Platz zu machen. Ein Corporal führte sie in militairischem Tritt.

„Allerliebste Racker", sagte Maubreuil, „was meinen Sie, Munster, bei denen würde einem das Rekrutenexerciren noch Spaß machen, he? Wie gut ihnen die kleinen Bärtchen auf der Oberlippe stehen. Und welch ein Exercitium. Unsere Gardegrenadiere machen es nicht besser. Sehen Sie die steifen Zöpfe, wie ängstlich rührend sie wackeln aus Furcht, sie möchten nicht genau eingerichtet sein. Schade, daß ich Major Schmauch hier nicht bemerke. Der würde seine Delice haben. — Das folgende Sujet war eine Anspielung auf die hessische Soldatenverkäuferei. Die Soldaten nahmen rührend Abschied von den Bäuerinnen. Der Corporal riß sie gewaltsam auseinander, worauf die Matrosen sie einschifften und die Musik die Melodie des bekannten Schubart'schen, auf den Soldatenschacher

gedichteten Liedes spielte: „Auf, auf, ihr Brüder und seid stark.“ Freilich eine sonderbare Idee, wenn man dabei an die in Spanien kämpfenden königlich westphälischen Truppen dachte. Das vierte Bild hieß Concert de fouet, Montagnards du Hartz. Bergleute begannen zu hämmern, kleine Knappen liefen an Leitern auf und ab, und eine Schaar Fuhrleute trat auf, um das eigenthümliche Harzer Peitschenconcert mit großer Fertigkeit zu executiren, während das Orchester das hübsche Harzer Bergmannslied anstimmte.

Es waren wirklich Harzer Fuhrleute. Jerome war im verflossenen Jahre durch den Harz gereist und bei einem ihm in Clausthal gebrachten Fackelzuge hatte ihm dies eigenthümliche Concert so gefallen, daß er die fertigsten Virtuosen auf diesem Instrument mit sich nach Cassel brachte. Er nahm selbst Unterricht bei ihnen, die Herren vom Hofe ahmten ihm natürlich zu Mr. Blangini's größtem Aerger nach und der französische Gesandte Reinhard konnte an seinen Minister Maret berichten, der Hof zu Cassel bestrebe sich jetzt eifrigst, die Allüren eines Charretiers anzunehmen.

Zu der Musik tanzte nur ein Paar, zwei junge Mädchen von 14, höchstens 15 Jahren.

Das sind die beiden Aumer's, die Töchter unseres Balletmeisters, welche er uns heute erst zum zweiten oder dritten Male zeigt.

„Ein paar süße Dinger, was meinen Sie, Munster. Wie unschuldig sie die dünnen Aermchen ausstrecken. Aber in den Mädchen steckt Race. Sehen Sie, wie Majestät sie lorgnettirt. Sie gefallen ihm offenbar, er denkt an die schöne Zeit in Paris, wo er ihrer Mutter nahe stand — geben Sie Acht, das trägt Aumer 3000 Francs Zulage ein.“

Es folgte ein pas de bergers, von Mademoiselle Lavancourt und Herrn Taglioni ausgeführt. Die Lavancourt, eine Südfranzösin mit dunklen Augen und pechschwarzem dichten Haar, raste über die Bühne dahin wie eine Bacchantin, ihre Augen blitzten, alle ihre Bewegungen zeichneten sich durch Raschheit und Energie, weniger durch Grazie aus. Ihre Pantomimen schienen anzudeuten, daß sie etwas suche, ohne daß man zu errathen vermochte, was. Ihr folgte Herr Taglioni als hessischer Bauer in langem weißen Rock, einst der berühmteste Tänzer der Pariser Oper, jetzt aber schon durch Alter geschwächt. Auch er suchte wahrscheinlich sie, aber von unbegreiflicher Blindheit geschlagen, irrten die Beiden fortwährend auf der Bühne herum, ohne einander zu bemerken.

Hierauf kam ein Ensemble. Die vorhergezeigten Peuples erschienen zusammen, tanzten, jedoch Jeder für sich, ohne sich um einander zu kümmern und sich feindselig den Rücken zeigend.

Als sie wieder Platz gemacht, nahte ein Gewitter, die See ging hoch und die Bühne wurde dunkel.

„Die Geschichte fängt an, eben so langweilig zu werden, wie sie schon trivial war", sagte Kurt, und schickte sich an, seinen Platz zu verlassen.

Maubreuil hielt ihn am Säbel fest. „Um Himmels willen, Wiedenbrück, gleich naht sie ja, unsere schöne Gerettete. Ein allgemeines Beifallklatschen unterbrach ihn, er begrüßte das Auftreten des Fräulein Durand. Sie trug ein weißes Kleid mit Brillanten und Veilchen garnirt und ihr prachtvolles, welliges, kastanienbraunes Haar war ebenfalls mit Brillanten und Veilchen durchflochten. Sie war in der That eine außerordentlich liebliche Erscheinung. Ein Gesicht im edelsten Oval, große tiefblaue, fast schwarze Augen mit langen dunklen Wimpern, welche ihr einen schmachtenden und interessanten Ausdruck verliehen, ein echt französisches Stumpfnäschen und zwei kleine volle, Liebe athmende Lippen. Das weit ausgeschnittene Kleid ließ einen Nacken und zwei Schultern blicken, wie sie der Venus des Titian zum Modell gesessen. Und dazu bei jeder Bewegung die vollendetste Grazie. Wenn sie das Köpfchen wiegte, sich in den Hüften bog, wenn sie in einer Pirouette sich drehte, oder auf der Spitze eines Fußes schwebte, nie fand man eine Spur von Gezwungenem, Einstudirtem. Alles schien nur ein und derselbe Ausfluß angeborener Anmuth zu sein. Kein

Wunder, daß sie das gesammte Casseler Publikum, Alt und Jung entflammte, daß sie noch nach dem Sturz der Napoleonischen Herrschaft einen Professor der Pagen Jerome's zu dem Ausruf begeistern konnte:

„Die Zierde des Ballets war jene Grazie, die unter dem Namen Durand die feineren Kenner des Schönen entzückte. Ein reizender Wuchs, eine zarte Taille, ein seelenvolles Auge, der feinste Gliederbau und die anmuthvollsten Formen gewannen ihr allein schon, wenn sie nur auftrat, Aller Herzen. Aber sie lächelte, und dies unnachahmliche Lächeln der Grazien, dieses Lächeln, das, mit dem Blick der Liebe begleitet, einen Thron aufwog, vollendete ihren Triumph. Welche Feinheit des Ausdrucks? Welche kindliche Naivetät! Welche hinreißende Anmuth der Bewegungen! Einer solchen Vereinigung von Reizen schien Cassel nicht werth!"

Von einer weichen, schmeichelnden Musik begleitet, schwebte sie über die Bühne; Aller Augen folgten, mit Gläsern bewaffnet, der reizenden Sylphide.

„Himmlisches Geschöpf", flüsterte Maubreuil. „Das ist derselbe Tanz, Wiedenbrück, welcher dem armen Jean-Baptiste und dem noch ärmeren König Herodes den Kopf kosteten. Das heiße ich tanzen. Wahrhaftig, Wiedenbrück, sie lächelt Ihnen. Ihnen, Sie Glücklicher! Warum haben wir keine Bouquets?"

„Bravo, bravo!" — Das Haus dröhnte wieder von Beifall und ein Blumenregen begrüßte die Tänzerin.

„Aber klatschen Sie doch mit, Wiedenbrück! Sehen Sie nicht, wie ihr Lächeln nur Ihnen gilt! Selbst den Hof speist sie mit einem kargen Knix ab, und um die Bouquets kümmert sie sich gar nicht, sie läßt sie von Mr. Taglioni einsammeln."

Kurt antwortete nicht auf die überschwänglichen Bemerkungen seines Cameraden, er blickte träumerisch auf den Hintergrund der Bühne, wo jetzt durch einen sehr geschickten Mechanismus sich die Wolken vertheilten und einem italienisch blauen Himmel Platz machten. Der weitere Verlauf des Ballets bestand darin, daß Fräulein Durand, welche das Glück oder irgend eine Fee desselben darstellte, einen Zauberstab über die Gegend ausstreckte, daß darauf die Scene sich verwandelte; der Himmel wurde heiter, ein sehr hübsch gemalter Regenbogen umspannte ihn. Die verschiedenen Völker füllten die Bühne, sich jetzt unter einander mischend, und ihre Freude in einer sehr munteren Gavotte austanzend. Hierauf erscholl hinter der Scene ein kriegerischer Marsch, Trompeter in römischer Tracht marschirten auf die Bühne, ihnen nach ein vollständiger Triumphzug, ein niedriger Wagen rollte heran, von vier zu Löwen verkleideten Ponys gezogen, welche von kleinen Amoretten an rosa Bändern geführt wurden. Der römische Triumphator auf dem Wagen, es war der Tänzer Rozier, hatte sich eine große Portraitähnlichkeit mit König Jerome zu geben

gewußt, selbst die gebeugte Haltung geschickt, ohne dadurch das Auge zu verletzen, nachgeahmt. Unter bengalischen Flammen und dem plötzlich im Brillantfeuer am Horizont erscheinenden Stern des westphälischen Kronordens fiel endlich der Vorhang.

Zehntes Capitel.

Am folgenden Morgen hatte Kurt kaum Zeit, den Selbstvorwürfen, welche er sich über den gestrigen, so ganz im alten Gleise verbrachten Abend machte, nachzuhängen, denn ein schriftlicher Befehl seines Rittmeisters rief ihn schon früh zum Dienst nach der Caserne.

Während er seine Leute um sich herum in der Bahn reiten ließ, verging ihm der Vormittag und er suchte in der Beschäftigung des Commandirens und Zurechtweisens sich der mannigfachen Gedanken, die auf ihn einstürmten, zu erwehren. Er wollte grade die letzte Reitstunde, welche er noch zu ertheilen hatte, beenden, als sein Oberst und Regiments-Commandeur, Chevalier Wolf, in der Reitbahn erschien.

Kurt ließ seine Leute halten und machte vorschriftsmäßig Meldung.

Der Oberst, ein großer hagerer Mann von etwa vierzig Jahren, mit scharfen orientalischen Gesichtszügen — er war der Sohn eines jüdischen Lieferanten aus dem Elsaß — zog ein Papier aus der Tasche, reichte

es Kurt hin und fragte in scharfem Tone: „Dieser Brief ist doch von Ihnen?“

Nachdem Kurt einen Blick auf das Papier geworfen, bejahte er die Frage.

„Es sollte Ihnen bekannt sein, Herr von Wiedenbrück“, fuhr der Oberst fort, „daß derartige Gesuche nur auf dem Dienstwege, das heißt durch den Escadronschef weiter gereicht werden können, daß das Reglement außerdem vor dieser Einreichung die mündliche Bitte um Erlaubniß bei Ihrem Regiments-Commandeur, also bei mir, vorschreibt. Wenn ich außer diesem doppelten Verstoß auch mehrfach schon Gelegenheit gehabt habe, nicht mit Ihnen zufrieden zu sein, habe ich doch stets Ihren Eifer für den Dienst anerkannt. Ihm will ich auch diesmal noch jenes durchaus unüberlegte und formwidrige Schreiben zu Gute halten und es als nicht geschrieben ansehen. Hier nehmen Sie es zurück.“

„In diesem Falle, Herr Oberst“, antwortete Kurt, dem Röthe das Gesicht überzogen hatte, „danke ich für die gehabte Nachsicht und bitte jetzt hier um die Erlaubniß, mein Gesuch einreichen zu dürfen.“

Der Oberst sah ihn mit einem Blick, der streng und einschüchternd wirken sollte, an. „Wissen die Ihrigen von diesem Schritt?“ fragte er.

„Ich bin in wenigen Wochen mündig, Herr Oberst“, erwiderte Kurt ausweichend.

„Und welche Gründe, wenn's beliebt? Sie wissen, daß die bei Weiterreichung solcher Gesuche nie fehlen dürfen."

„Der Dienst gefällt mir nicht mehr."

„Es ist gut, mein Herr", sagte Wolf nach einer kurzen Pause des Besinnens. „Ich werde Ihr Gesuch befürwortend weiter reichen. Leute, denen der Dienst nicht gefällt, kann Seine Majestät nicht brauchen, am allerwenigsten in seiner Garde. Das Officiercorps verliert wenig an Ihnen. Wenn Sie daraus scheiden, wird bei ihm nur das Unrecht wieder gut gemacht, welches es durch Ihren Einschub erlitten hat."

„Gestatten der Herr Oberst, daß ich bis zur Erledigung des Gesuchs um Urlaub einkomme?" fragte Kurt, nur mit Anstrengung sich beherrschend und mit zitternder Stimme.

„Nein. Sie kommen ja eben erst daher!"

„Oder vom Dienst dispensirt werde?"

„Thun Sie Ihren Dienst nur die kurze Zeit noch, wenn er Ihnen schon nicht mehr gefällt, mein Herr. So! Ich danke Ihnen. Lassen Sie Ihre Leute nun aufmarschiren."

Kurt verließ die Caserne, zähneknirschend über die Behandlung, welche ihm sein Commandeur, der übrigens im ganzen Regimente seines schroffen, unfeinen Benehmens gegen Untergebene wegen wenig beliebt war,

hatte erleiden lassen. Er dachte daran, Satisfaction von seinem Obersten zu fordern, mußte sich aber gleich darauf selbst sagen, daß ein derartiges Verlangen, anstatt Erfüllung zu finden, nur Bestrafung und vermehrte Schwierigkeiten für die Erreichung seines Ziels zur Folge haben dürfte. Er mußte sich mit dem Troste an die Vergeltung, an den Krieg gegen die Fremdherrschaft, der ihm ja so nahe bevorstand, genügen lassen. Er trat in die nächste Buchhandlung und forderte eine englische Grammatik; als er dort keine vorräthig fand, ging er zur zweiten und zur dritten, bis er sie bekam. Dann setzte er sich zu Hause hin und schrieb wiederum an Hertha einen Brief, noch heißer, hoffnungsvoller, wie den gestrigen. — So vergingen die nächsten Tage. Kurt that regelmäßig seinen Dienst, beschloß aber übrigens, ohne daß es auffällig erscheine, sich von seinen Cameraden fortan zurückzuziehen und merkte in diesem Entschlusse nicht, daß seine Cameraden ihn noch mehr mieden, als er sie.

Ueber eine Woche war vergangen, ohne daß bislang ein Bescheid des Gesuchs eingegangen war. Kurt wollte grade den gewöhnlichen Weg zur Caserne antreten, als der Adjutant seines Regiments unerwartet in seine Stube trat und ihm, nachdem er ein Schreiben vorgezeigt, auf Befehl des Obersten Wolf den Degen abforderte.

„Arrest bis auf Weiteres, auf Befehl Seiner Maje-

stät!“ rief Kurt, nachdem er gelesen, unwillkürlich erschrocken. „Und was habe ich verbrochen?“

Der Camerad — Adjutanten sind immer diplomatisch — zuckte die Achseln. Er entschuldigte sich, nicht zu wissen, warum es sich handle. „Auf besondern Befehl soll ich Sie noch darauf aufmerksam machen, daß der Arrestbruch bei Officieren als Bruch des Ehrenworts betrachtet wird. Verzeihen Sie mir“, rief er, als er sah, daß Kurt's Stirn sich vor Zorn röthete, „ich führe nur den ertheilten Befehl aus.“ Der Adjutant redete noch einige beruhigende Worte, erklärte, daß ihm die Pflicht, da er Kurt schätze, doppelt schwer geworden, schob dann baldigen Dienst vor und verließ, von Kurt's Diener mit dessen Säbel begleitet, eilig das Zimmer.

Unwillig vertauschte Kurt die Uniform wieder mit dem Hausrock. Was mochte nur jetzt der Anlaß dieser Maßregel gegen ihn sein? — Ohne Zweifel sein Abschiedsgesuch. Aber er hatte diesmal sorgfältig die Bestimmungen beobachtet, er war sich bewußt, keinen Formfehler gemacht zu haben; seine Absicht, in britische Dienste zu gehen, hatte er bis jetzt gegen Jeden geheim gehalten; außer Hertha und Becker wußte Niemand davon.

In solchen Gedanken unterbrach ihn der Postbote. Der Brief trug den Stempel des nächsten Postamts seiner Heimath, die Aufschrift war die seines Groß-

vaters. Es war der erste Brief, den er aus Burg Wiedenbrück erhielt; im Couvert lag sicher ein Brief, der erste Brief von ihr.

Klopfenden Herzens zerbrach er das Siegel. Aber getäuscht ließ er das Papier sinken, es war nur ein Blatt von des Großvaters Hand und folgenden Inhalts:

„Mein lieber Kurt! Es hat mich rejouirt, aus Deinem übrigens recht dürftigen Briefe zu ersehen, daß Du glücklich in Cassel arrivirt bist. Dürftig, sage ich, denn Du schreibst mir, obwohl Du schon drei Tage da warst, nichts von Assembleen, woran Du participirt, noch weniger von Chroniken des Hofes; Du weißt doch, wie mich Deine früheren Briefe über diese Sujets divertirt haben. Ich hoffe, daß das nur an der Kürze der Zeit gelegen, und Dein nächster Brief mich mehr contentiren wird. Nichts ist so bildend für einen jungen Mann, als feiner Umgang. Darum, mein Kind, profitire von Deiner Zeit, so lange Du jung bist. — In unserer Solitude hat sich auch Einiges seit Deiner Abreise changirt. Zuerst, gleich nachdem Du fort warst, erhielt unser lieber Gast, der Capitain Gangemaille, Befehl, zu dislociren. Das ganze Dorf ist von Einquartierung frei geworden, ebenso unerwartet, wie sie uns gekommen ist. Dann kam bald nachher unser Herr Cousin Wiedenbrück aus Hannover bei uns an, ein

etwas degagirter, sonst recht ansehnlicher junger Mann. Sein Wunsch ist, einen Vergleich hinsichtlich des Processes herbeizuführen. Er wird hoffentlich erfüllt, ohne uns zu sehr zu derangiren. Deine Cousine Hertha scheint dem jungen Mann sehr in das Auge gestochen zu haben und sie scheint nicht minder für ihn zu incliniren. Sie sind viel in tête à tête, aber wie ich persuadirt bin, ganz honnêtement. Ich denke, unser bürgerlicher Namensvetter will den contrat de mariage blos deshalb jetzt noch nicht machen, weil es ihm mit dem Proceß nicht convenirt. Es sollte mich freuen, wenn Hertha diese Partie machte, ich würde in dem Falle die Vergleichssumme, dem guten Mädchen zu Liebe, gern noch entsprechend augmentiren. Doch nun adieu, mon cher enfant, meine alten Augen verlassen mich. Hertha läßt Dich schön grüßen, sie würde auf Deinen freundlichen Brief auch bald repondiren, augenblicklich sei sie zu beschäftigt dazu. Gödeke, die Tante und der Pfarrer schließen ihre Grüße ein. Dein treugesinnter Großvater Hans Eberhard von Wiedenbrück."

Die Buchstaben tanzten Kurt vor den Augen, als er den Schluß des Briefes gelesen. „Unmöglich", rief er, „unmöglich!" und doch da stand es. Er warf den Brief von sich. „Mir will die Stirn zerspringen. Ich muß ins Freie, mir Ruhe erreiten." Er hatte schon den Thürgriff erfaßt, als ihm erst einfiel, daß er Arrestant sei. Wie ein Raubthier den Käfig,

durchmaß er seine beiden Zimmer und erst die Erschöpfung konnte seine Aufregung mäßigen. —

In der niedergeschlagensten Stimmung lag der junge Officier in seinem Lehnstuhl und hing seinen Betrachtungen nach, welche der Phantasie gefiel, gleich langen, bleichen Gespensterzügen ihm vorzuführen.

„Da hast Du Deinen Lohn", dachte er, „für die thörichten Opfer, die Dein zu weiches Herz der Undankbaren gebracht! Deine Laufbahn hast Du aufgegeben, Deine ganze Existenz in Frage gestellt durch den nothwendig erfolgenden Bruch mit dem Großvater, Du verlässest die liebgewonnenen Cameraden, Alles, Alles! Und wofür? Um Dich in der Fremde herumzuschlagen, während dies holde Geschöpf, das leider an Dich nicht denkt, in den Armen eines beglückteren Nebenbuhlers ruht! O Weiber, Weiber, man lernt Euch nicht kennen! Man soll Euch halten, wenn man Euch hat, Ihr seid wie Kinder; wenn man Euch auf einen Augenblick verläßt, wenn man auf Schwüre bauen will, anstatt sich auf seine Augen zu verlassen, so spielt der Augenblick mit Euch, wie der Wind mit der Wetterfahne! Und doch, kein Engel, keine Erscheinung des Himmels konnte so herrlich dastehen wie sie! Wenn ich sie im falschen Verdacht hätte, wenn ich ihr Unrecht thäte? Es ist nicht möglich, Hertha, daß Du vergaßest, was uns vereinigt! Aber der Großvater schreibt es doch! — Je nun, man kann ihm

nicht immer aufs Wort glauben, auch versteht man einen Brief oft nicht recht, aber sie, warum schreibt sie nicht? Warum würdigt sie mich keiner Zeile? Sie läßt mich grüßen, meinen Brief zu beantworten, sei sie zu beschäftigt! Ich kann es noch immer nicht fassen. — Nun, es ist gut, ich gehe nach Spanien, man wird mich todtschießen, dann ist es aus. Notabene, wenn ich erst wieder aus dem Arrest bin, denn vorläufig hat die Sache ganz den Anschein, als rühre man mir eine artige Suppe zusammen."

Es war schon zwei Uhr Nachmittags geworden und noch immer war kein Wechsel der Dinge eingetreten, auch kein Besuch eines Cameraden erfolgt.

Kurt's Stimmung ward immer mehr grau in grau gefärbt. Da kam der Bursche, grade als es zwei Uhr schlug, herein und meldete, es sei eine französische Dame draußen, die nach dem Herrn Lieutenant frage.

Kurt, halb erstaunt, halb erfreut über die Zerstreuung, öffnete die Thür und herein trat, den Schleier dicht vor das Gesicht gezogen, eine ziemlich beleibte, kleine Figur, in sehr geschmackvoller modernster Kleidung.

„Monsieur le baron, ich bin sehr glücklich, Sie endlich gefunden zu haben", sagte sie mit ungeheurer Zungengeschwindigkeit, während Kurt sie noch verwundert betrachtete, „denn ich war schon in drei Häusern, in welchen ich vergeblich nach Ihnen fragte, und diese

deutschen Domestiken sind so entsetzlich dumm, daß es ganz gleichgültig ist, ob man sie fragt oder nicht, eine verständige Antwort wird man niemals von einem von ihnen bekommen. Wirklich, wenn ich nicht eine so ganz besondere Geschicklichkeit im Ausfinden von Personen besäße und einen ganz seltenen Ortssinn —"

„Wen habe ich denn das Vergnügen vor mir zu sehen", unterbrach Kurt diesen Wortschwall.

„Monsieur hatte die Gefälligkeit, mir das Leben zu retten und erkennt mich nicht wieder. Es war als Held gehandelt, doch — ich muß mich trösten — ich bin die Kammerfrau des Fräulein Durand und komme mit einem Gruße von meiner Herrin. Meine Dame bittet Sie, unverzüglich sich zu ihr zu begeben in einer höchst wichtigen Angelegenheit."

„Meine Liebe", entgegnete Kurt, „der Gruß des Fräulein Durand ist mir sehr schmeichelhaft, aber mich zu ihr zu begeben, ist mir in diesem Augenblick leider ganz unmöglich."

„Bah", entgegnete sie, „gibt es denn Dinge, die unmöglich sind?"

„Wie Sie sehen", sagte Kurt achselzuckend.

„Ja, wir sind in Deutschland!" rief die Provencalin in klagendem Tone, indem sie die Hände zusammenschlug. „Niemals ist in meinem Vaterlande einer Dame solch eine Antwort von einem Herrn geworden."

„Madame", bemerkte Kurt, „ich möchte nicht, daß

Fräulein Durand mich für unhöflicher hielte, als ich bin. Aber selbst beim besten Willen bin ich außer Stande zu ihr zu kommen."

„Monsieur?" rief die Französin fragend.

„Warum, wollen Sie wissen, Madame? Den Grund kann ich leider — nun zum Teufel und warum soll ich nicht — ich bin zu Zimmer-Arrest verurtheilt, — wegen einer dienstlichen Angelegenheit!"

„Meiner Treu", sagte sie, „ist das ein Hinderniß? So warten Sie doch, bis es dunkel wird. Niemand wird Sie dann bemerken."

Kurt lächelte gezwungen. Er dachte an die kränkende Mahnung seines Obersten. „Das verstehen Sie nicht", sagte er. „Arrest zu brechen, ist gegen die Ehre."

„Wie schade!" rief sie, „ach wie dumm sind diese Ehrensachen! Sie sind also ganz im Ernste entschlossen, nicht zu kommen? Fräulein Durand wird es niemals glauben."

„Bitte, bestellen Sie ihr meine Empfehlung", entgegnete Kurt, „und sagen Sie, ich würde kommen, sobald es mir möglich wäre, doch könnte ich noch durchaus nicht sagen, wann. Und sagen Sie, ich bäte Fräulein Durand, mir schriftlich über die wichtige Sache gütigst mitzutheilen, falls dieselbe eilte."

„Es ist gut!" sagte die Kammerfrau mit piquirtem Tone. „Ich habe die Ehre, Monsieur zu grüßen." Damit ging sie fort.

„Eine wichtige Angelegenheit?“ dachte Kurt. „Was kann mir die Tänzerin Wichtiges mitzutheilen haben? Eine Liebesintrigue mit mir, dem unbeachteten Lieutenant, anzuknüpfen, kann ihr doch schwerlich einfallen. Und doch, was möchte es anders sein? Nun, wir müssen es abwarten.“ Er griff nach seiner englischen Grammatik, aber während er die Hand ausstreckte, besann er sich und zog sie wieder zurück. „Wir wollen damit warten, bis wir auf dem Schiff sind und uns Jemand die Aussprache lehren kann“, sagte er. Dann nahm er ein anderes Buch zur Hand und versuchte darin zu lesen, es ging nicht, seine Gedanken waren auf der Wanderung. „Ein langweiliges Buch“, dachte er und sah jetzt erst nach dem Titel, um zu sehen, was es war. „Werther's Leiden“. „Hol ihn der Henker sammt seinen Leiden“, rief er ungeduldig und warf es fort. Er nahm eine Karte der Festung Magdeburg und Umgegend zur Hand, dachte sich zehntausend Mann Besatzung hinein und griff die Festung mit vierzigtausend Mann an, aber auch der Festungskrieg konnte seine Gedanken nicht lange fesseln. So warf er sich wieder in den Lehnstuhl, starrte die Zimmerdecke an und träumte.

Der Abend kam heran, dunkler und dunkler ward es im Zimmer, nur das röthliche Licht aus den erleuchteten Fenstern des gegenüberliegenden Hauses warf seine schwachen Strahlen herein. Zweimal war

der Bursche schon dagewesen und hatte gefragt, ob er Licht anzünden sollte, doch Kurt hatte ihn fortgeschickt. Das äußere Dunkel harmonirte mit der Düsterheit in seinem Innern.

Da war es ihm mit einem Male, als höre er draußen auf dem Gange ein Rauschen wie von einem seidenen Gewande, ein leises Sprechen, und als er aufhorchte, vernahm er halblaute Stimmen, welche sich näherten.

„Cette porte — ci en face?“ fragte eine weibliche Stimme.

„Précisement, Mademoiselle“, entgegnete eine andere.

„C'est bien“, sagte die erste. „Allez m'attendre chez moi . . .“

Gleich darauf tönte ein leises Pochen an die Zimmerthür und auf Kurt's „Herein!“ trat wiederum eine weibliche Gestalt in das Zimmer, welche augenscheinlich verwundert an der Schwelle stehen blieb.

„Sie scheinen das Dunkel zu lieben, Herr von Wiedenbrück“, sagte eine angenehme, klangreiche Stimme.

Kurt war mit einer Bitte der Entschuldigung aufgesprungen und nachdem er vergeblich seine Augen angestrengt hatte, zu erkennen, wen er vor sich habe, bemühte er sich, mit einem chemischen Feuerzeuge weitläufiger Construction, welches damals für ein Wunder der menschlichen Erfindungskraft galt, Licht zu machen.

halb war er ärgerlich über die Störung, doch war auch seine Neugierde rücksichtlich dieser Erscheinung gereizt. Ein zarter Geruch, wie von Rosenessenz, welcher sich im Zimmer verbreitete, trug dazu bei, diese Neugierde zu einer angenehmen zu machen.

Die weibliche Gestalt hielt sich unbeweglich an der Thür, bis die Bemühungen Kurt's mit Erfolg gekrönt waren und zwei Kerzen auf dem Tische brannten. Dann trat sie einen Schritt vor und sagte: „Ich nehme an, Sie kennen mich?"

Zu Kurt's Erstaunen stand vor ihm, mit einem halb übermüthigen, halb verlegenen Lächeln um den Mund und in den dunkelglänzenden Augen, die elegante Figur der Fräulein Durand, der prima ballerina des Hoftheaters zu Cassel. Ein mächtig großer Seidenhut nach damaliger Mode umschloß das schöne Köpfchen, ein dunkler, pelzbesetzter Seidenmantel, eng um die Taille anschließend und den zarten Wuchs andeutend, fiel bis zu den Füßen herab.

„Welchem glücklichen Umstande verdanke ich die Ehre?" stotterte Kurt.

„Sie sind ein Bär!" sagte die Dame, mit der eigenen Verlegenheit kämpfend. „Werfen Sie das da herab." Sie deutete bei diesen Worten auf das Sopha, welches Bücher, Kissen, ein Paar Sporen, eine Reitpeitsche und Handschuhe in bunter Unordnung trug.

Kurt schleuderte Alles herunter und bot der Dame den Sitz an.

Sie setzte sich, betrachtete den schlanken Jüngling mit schwärmerischem Blick und sagte: „Es ist eine große Dummheit, die ich da begehe.“

Kurt nahm einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber.

„Ich habe Sie heute zu mir rufen lassen“, sagte die Schöne, „und Sie sind nicht gekommen. Ich weiß, daß Sie nicht konnten, sparen Sie die Entschuldigungen. Sie sind in Arrest. Sie müssen erstaunt sein, daß ich zu Ihnen komme, nachdem Sie es verschmäht haben, meiner Einladung Folge zu leisten, es nicht einmal der Mühe werth gehalten haben, sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Ich bin selbst darüber erstaunt. Doch glaube ich, daß das, was ich Ihnen zu sagen habe, wichtig genug ist, um sich über Bedenklichkeiten hinwegzusetzen. Und dann, Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen; ein Dienst ist des andern werth. Sehen Sie hier:“

Sie zog bei diesen Worten zwei Briefe aus der Tasche und überreichte sie Kurt. Er betrachtete sie, es waren dieselben beiden, welche er am Tage, an dem er die Tänzerin kennen gelernt, an Hertha und Becker geschrieben. Die Briefe waren erbrochen.

„Wie kommen Sie zu diesen Briefen? Sie haben sie gelesen?“ rief er heftig.

Eine glühende Röthe überzog das Gesicht der Dame und ihre Lippe zuckte. Doch unterdrückte sie ihren Zorn und sagte verächtlich: „Gelesen? Deutsch? — Außerdem finde ich kaum die Zeit, die Hälfte der an mich selbst gerichteten Briefe zu lesen."

„Verzeihen Sie meinen Ungestüm", sagte Kurt. „Aber diese Briefe sind mir so wichtig, daß ich bestürzt bin, sie in Händen zu sehen, für die sie nicht bestimmt waren. Wie haben Sie sie nur erhalten?"

„Ich habe sie gestohlen!"

„Gestohlen?"

„Gestohlen! Aus der Tasche des Herrn von Bercagny."

„Des Polizeidirectors? Die Polizei! O das ist schändlich!"

Die Französin verstand den deutschen Ausruf des Officiers nicht. „Jawohl, mein Herr", fuhr sie fort, „des Polizeidirectors und Theaterintendanten. Und wie sie in dessen Tasche kamen, das wissen Sie wahrscheinlich besser als ich."

„Kein Wort weiß ich davon!" entgegnete Kurt, die Dame mit großen Augen betrachtend.

Diese stützte das zarte Kinn auf ihre weiße Hand, von der sie den Handschuh abgezogen hatte, legte das Köpfchen etwas auf die Seite und sagte, Kurt's mißtrauischen und erwartungsvollen Blick mit ironischem Lächeln erwidernd: „Nicht wahr, es ist recht unver-

schämt von mir, mich um Ihre Angelegenheiten zu bekümmern. Was gehen mich Ihre Briefe an und der Polizeidirector und Ihr Arrest?"

„Ich bitte Sie!" rief Kurt.

„Gut", unterbrach sie ihn, „ich will Ihnen die Sache erzählen, wie ein Chronikenschreiber. Heute Morgen war Probe des Ballets für morgen Abend, und da ich die Solopartie darin habe, war ich anwesend, um das Ensemble zu studiren. Bei diesen Balletproben pflegt Herr von Bercagny in seiner Eigenschaft als Theaterintendant gegenwärtig zu sein und war es auch heute. Er nahm sich die Freiheit, sich neben meinen Sitz zu stellen, von dem aus ich die Tänzerinnen betrachtete, und mir einige Complimente zu machen. Da trat Herr Würtz herein, der Polizeispion, wissen Sie, und machte ihm einen längeren Bericht, nach welchem ich nicht hinhörte, weil es mich natürlich langweilte. Da hörte ich Ihren Namen — verzeihen Sie, daß ich ihn behalten hatte — und als ich zur Seite sah, bemerkte ich, daß Herr Würtz dem Herrn von Bercagny jene beiden Briefe überreichte, welche dieser dann in die Tasche seines Pelzüberrockes steckte. Nachher, nachdem Herr Würtz sich entfernt hatte, ging Herr von Bercagny mit Mademoiselle Lavancourt auf einige Details ihres Tanzes näher ein, und da ihm der Pelzrock dabei wohl zu warm sein mochte, legte er ihn ab auf den Stuhl neben mir.

Ich erinnerte mich des jungen Ritters, welcher mein Pferd aufhielt, als es mich dem Verderben zuführte, welcher nun selbst, wie ich vermuthete, einer großen Gefahr ausgesetzt schien, ich entschloß mich, — muß ich den Taschendiebstahl auch ausführlich beschreiben, oder sind Sie jetzt zufriedengestellt über die Art und Weise, wie ich zu Ihren Briefen kam?"

„Mein Fräulein", sagte Kurt mit herzlichem Ausdruck, „ich kann Ihnen nicht genug danken für die Güte, mit der Sie an mich gedacht und sich selbst einer großen Gefahr ausgesetzt haben, um mir einen Dienst zu erweisen! Ich versichere Sie, daß ich immer mit den aufrichtigsten Gefühlen der Ergebenheit an das Opfer denken werde, welches Sie mir gebracht haben."

„So bliebe mir denn nichts mehr übrig", fuhr sie fort, „als mich zu entschuldigen der Dreistigkeit wegen, mit der ich Sie auf Ihrem Zimmer zu belästigen wage."

„Glauben Sie mir", erwiderte Kurt verletzt, „Sie haben es nicht nöthig, mich darauf aufmerksam zu machen, wie weit Sie für mich gegangen sind."

„Bis zum Diebstahl", sagte sie langsam und mit traurigem Tone. „Es war diese Hand." Sie ließ ihre rechte Hand, welche das Kinn stützte, langsam sinken und hielt sie Kurt entgegen. Sie war schmal und schneeweiß, die Fingerspitzen und Nägel waren

mit zarter Röthe durchhaucht und ein einziger Ring, mit einem prachtvollen Rubin besetzt, funkelte am Zeigefinger. Man konnte keine reizendere Hand sehen.

„Man sagte mir, daß in Ihrem Vaterlande früher die Hand abgehauen wurde, welche gestohlen hatte“, fuhr sie fort, „was werden Sie damit thun?“

Kurt ergriff die Hand, drückte sie auf gut deutsche Manier und erwiderte: „Ich ergreife Ihre Hand mit dem Bewußtsein, daß sie nicht verschmäht hat, sich zu erniedrigen, um mir ihre Hülfe zu gewähren.“

„Und weiter hatten Sie mir nichts zu sagen?“ fragte sie leise, mit demselben melancholischen Tone. Sie hatte seine Hand festgehalten, so daß er genöthigt ward, sich ihr mit seinem Stuhle zu nähern. Ihr Kleid fiel auf seine Füße nieder, ihre schmalen Finger hielten seine Hand fest umspannt und ihren Athem fühlte er auf seiner Wange. Für einen Augenblick glitt ein Schauer des Verlangens über seinen ganzen Körper und seine Augen leuchteten auf, doch das ernste schöne Bild Hertha's drängte sich zwischen ihn und die verführerische Fremde.

Sie hob seine Hand empor — er hatte nicht die Kraft, sie ihr zu entziehen — betrachtete sie, legte sie tändelnd in ihre linke Hand und sagte: „Die Hand eines Reiters. Der Kaiser ist glücklich, über solche Kraft zu gebieten.“

„Der Kaiser", sagte er lächelnd, „hat, denke ich, nicht viel über diese Hand zu gebieten."

„So hat Monsieur Würtz wirklich Recht, daß Sie ein Verschwörer sind?" fragte sie. Ein launiges Lächeln, in welches sich ein Theil Verdruß mischte, kehrte auf ihre Züge zurück, als sie hinzufügte: „Ein Mitglied des Tugendbundes sind Sie doch gewiß."

Er erröthete. „Ich bin westphälischer Officier", antwortete er trocken.

Sie ließ seine Hand fahren und stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf den Boden. „Unerträglich! ich wünsche Ihnen einen guten Abend."

„Mein Fräulein", sagte Kurt ernst und stolz: „Wenn ich das Gefühl meines Dankes nicht so ausgedrückt habe, wie Sie es nach dem Opfer, welches Sie mir brachten, erwarten durften, — so — bedaure ich das sehr. Sie würden jedoch irren, wenn Sie dächten, ich empfinde nicht den ganzen Werth des mir geleisteten Dienstes. Daß wir uns nicht ganz verstehen, daran trägt vielleicht der Unterschied unserer Nationalität die Schuld — das hoffe ich zu Ihrer Ehre!"

Ein paar schwere Thränen drängten sich zwischen den dunklen Wimpern der Tänzerin hervor. Sie erwiderte kein Wort, drehte sich langsam um und ging.

„Es soll nicht sein", murmelte Kurt, als die Tänzerin ihn verlassen. Gedankenvoll lehnte er sich

an das Fenster und sah in die düstere Gasse hinab. „Und vielleicht ist es gut. Denn was soll sie mit dem Briefe, wie mit den übrigen, sie, die nichts von mir wissen will.“ Mechanisch knitterte seine Hand das Papier zusammen. Er trat zurück, öffnete die Ofenthür, sah einen Augenblick in die lodernden Holzscheite und warf dann hell auflachend den Brief in das Feuer. — —

Die Ursache seiner Verhaftung war Kurt durch den Besuch der Französin klar geworden, der nähere Zusammenhang sollte ihm jedoch noch verborgen bleiben. Er wartete den ganzen folgenden Tag, aber vergebens. Niemand kam, weder ihn zu vernehmen, noch sonst ihm irgend eine Mittheilung zu machen. Am dritten Tage erschien der erste Besuch, ein alter hessischer pensionirter Officier, mit dem Kurt früher öfter in Kaffeehäusern zusammengetroffen und sich dort dessen Neigung durch kleine Artigkeiten erworben hatte.

„Was habe ich so eben im Café hören müssen, um Gotteswillen!“ sagte der alte Officier. „Sie sollen an einer großen Verschwörung betheiligt sein; der Graf Bülow, sagte man, sei auch dieserhalb in Ungnade gefallen; der Kammerjunker, Herr von Münchhausen ist verbannt. Und Sie haben doch nur Stuben-Arrest?“

Kurt erklärte nun dem Alten, die Ursache seiner Verhaftung sei wahrscheinlich lediglich seine Absicht,

nach erlangtem Abschied in die englisch-deutsche Legion zu treten.

Der Officier schüttelte bei dieser Mittheilung den Kopf und bemühte sich, Kurt von seinem Vorhaben abzubringen. Er hatte, wie fast alle alten hessischen Officiere, unter Englands Fahnen gefochten und theilte mit seinen Cameraden die Abneigung, welche diese sämmtlich gegen ihre ehemaligen britischen, ihnen an Wohlhabenheit und Eleganz ebenso überlegenen, wie an militairischem Wissen nachstehenden Waffengefährten heim gebracht hatten. „Wenn irgend Jemand“, sagte er, „so hasse ich die Franzosen und glaube auch fest, daß meine alten Augen noch unsern Kurfürsten heimkehren sehen werden. Ich habe darum auch keine Dienste bei jenen genommen, obwohl ich nur eine schmale Pension erhalte. Allein, wenn ich irgend ein Volk noch mehr hasse wie sie, so sind es die Engländer. Mich jammert jeder Tropfen hessischen Blutes, der für diese gemeine selbstsüchtige Nation geflossen ist, seit Fontenoy und Culloden, wo unsre Väter es waren, die ihren König von dem Untergang retteten, bis auf Trenton und Hondschooten, wo ihr Ungeschick uns zur Falle wurde. Ja, ja, ich kenne sie, mein junger Freund, denn ich habe sieben Jahre unter und neben ihnen in Amerika gefochten und vier in den Niederlanden. Ihre Soldaten sind freilich brav, wenn sie vollauf zu leben haben, aber sie sind Bestien, keine

Menschen. Und die Officiere sind ebenso unwissend und unpraktisch im Dienst, als sie roh und brutal sind gegen alle Leute, die unter ihnen stehen. Dazu blieben wir doch wenigstens noch Truppen unseres Landesherrn, wenn auch im englischen Solde. Aber direct unter englischen Officieren stehen, lieber wollte ich dem Großsultan dienen. Und wie ich denken alle meine kurhessischen Cameraden, ich kenne keinen außer Dörnberg, der in der englischen Legion diente. Nein, wenn ich Ihnen einen Rath geben soll, so bleiben Sie noch ein Jahr oder noch ein anderes und setzen Sie sich dann auf Ihrem Gut zur Ruhe. Nur nicht für eine Sache, die Sie ebensowenig angeht, wie uns ehedem die nordamerikanische, nach Spanien. Und wenn dann unser Kurfürst heimkehrt, dann treten Sie in die hessischen Reihen."

„Das sind sehr spanische Schlösser, die Sie mir da ausmalen", meinte Kurt.

„Glauben Sie mir, der Kurfürst kehrt wieder", fuhr der alte Invalide hitziger fort. „Er hat es selbst erst vor Kurzem aus Prag an den General von Bardeleben geschrieben, er kehrt wieder, — ehe wirs uns gedacht. Und über kurhessische Soldaten geht nichts — das hat der preußische Feldmarschall, der Herzog von Braunschweig, als er uns bei Frankfurt sah, selbst eingestanden — na, und Sie müssen unsre Landsleute

ja auch kennen, über kurhessische Soldaten geht nichts, das weiß die Welt."

Am folgenden Tage erhielt Kurt einen neuen Brief aus seiner Heimath. Derselbe war, wie der Poststempel zeigte, mehrere Tage später abgesandt worden, als der zuvor empfangene, aber, weil recommandirt, rascher an seine Adresse gelangt. Der Brief war von dem Pfarrer von Burg Wiedenbrück, weder vom Großvater noch von Hertha lag eine Zeile darin. Die Seinigen hatten rascher, als er geglaubt, von seinen Schritten Nachricht erhalten. Sein Großvater war außer sich gewesen und die Kunde hatte ihn sofort auf das Krankenbett geworfen.

„Der Mensch kann nicht immer all seinen Eingebungen folgen", schrieb der Pfarrer. „Daß Dein Entschluß edel und hochherzig ist, wer möchte es leugnen. Auch unser aller Herz hängt an dem alten Landesherrn. Aber dem rechtschaffenen Mann hat Gott, auf welchen Platz der Erde seine Hand ihn auch gesetzt, überall Gelegenheit zum guten Wirken gegeben und ich sollte denken, Dir in Deiner jetzigen Stellung die beste. Vergiß nicht das Geheiß der Schrift: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat. Denke an Deine armen Soldaten, welche, noch mehr gezwungen wie Du, gegen ihr Herz dem neuen Landesherrn dienen müssen! Anstatt sie allein zu lassen, bleibe Du ihnen ein treuer Freund und Berather und

Gottes Segen wird Dir nicht fehlen. Und vor Allem denke an sein heiliges Gebot, das erste, das Verheißung hat: auf daß Dir's wohlgehe und Du lange lebest auf Erden. Wehe Dir, wenn Du bei allem Ruhme für das Vaterland Dir sagen müßtest: Ich bins, der ihn mit Leid hat in die Grube fahren lassen."

Die letzte Abmahnung, welche Kurt's schon schwankende Stimmung erhielt, ging von einer der angesehensten Persönlichkeiten des Casseler Hofes aus, einem Manne, der in seinen jungen Jahren ein Freund von Kurt's frühverstorbenem Vater gewesen war. Gustav Anton von Wolfradt, auf dem damals noch schwedischen Rügen geboren, war vor dem Umsturz der alten Verhältnisse in braunschweigschen Diensten und zuletzt Geheimer Rath, das heißt Minister des kleinen Landes gewesen. Als die französischen Minister, die Napoleon seinem Bruder zur Einrichtung des neuen Staates gegeben, Siméon, Beugnot, Jolivet und General Eblé, mit Ausnahme des Ersten wieder in den kaiserlichen Dienst zurücktraten, übernahm Wolfradt an Beugnot's Stelle das Ministerium des Innern. Alle Stimmen der Zeitgenossen, wenn man ihn auch nach dem Sturze der Franzosen vielfach verlästert und gescholten hat, vereinigten sich doch zu dem für jene Zeiten seltenen Lobe der strengsten Uneigennützigkeit. Bekannt ist von ihm, daß er von den sechzigtausend Francs

Bureaukosten, die er neben einer gleich hohen Gage bezog, den größten Theil alljährlich als Ersparnisse an die Witwen- und Waisencasse der Staatsdiener zurücklieferte. Er war ein sehr stattlicher Herr, dem man seine fünfzig Jahre kaum ansah, vom Kopf bis zur Zehe eine aristokratische Erscheinung und wegen seiner Grobheit berüchtigt. Jerome pflegte ihn stets unsern groben Pommer zu nennen, hielt aber trotzdem große Stücke auf ihn; er war nach dem Bericht eines Zeitgenossen der einzige Deutsche, der dem König imponirte.

Auch der Minister mahnte energisch ab, nachdem er, ebenfalls von falschen Berichten getäuscht, Kurt's wahre Absichten erfuhr. „Mein junger Freund", sagte er, „ich kann Ihren Entschluß begreifen, denn wie sollte das Herz eines Deutschen nicht bluten unter diesen Verhältnissen. Es ist ein natürliches, schönes Gefühl, und uns Deutschen besonders eigen, die Anhänglichkeit an das Alte, unter dem wir und unsere Väter glücklich gewesen. Aber es ist dahin; ein Wettersturm hat unser altes Haus umgerissen, jetzt gilt es nicht, in nutzlose Klagen auszubrechen, mit dem Schicksal, was uns doch unerreichbar ist, zu grollen und in die Fremde zu ziehen, nein, unsre Aufgabe ist es, auf der Scholle, auf die uns Gott gesetzt, treu auszuhalten, und ein neues Haus nach den gegebenen Verhältnissen aufzurichten."

„Also Sie verzweifeln an der nationalen Wiedergeburt? Sie haben die Sache, die sich in unsern angestammten Herrscherhäusern verkörpert, als rettungslos aufgegeben, Excellenz?"

„Mißverstehen Sie mich nicht, mein junger Freund", fuhr der Minister fort. „Ist irgend Jemandem der Entschluß schwer geworden, der Fremdherrschaft zu dienen, so bin ich's. Noch immer schwebt fast täglich die Erinnerung vor meiner Seele, wie mein Herzog nach der Jenaer Schlacht, beider Augen beraubt, die schrecklichen leeren Höhlen mit einem Tuche überbunden, auf einer Bahre in seine Hauptstadt zurückgetragen wurde. Der siegende Imperator, der wahrscheinlich das traurige Loos des Herzogs nicht kannte, hatte nicht die Großmuth, ihm zu vergönnen, in seinem Braunschweig zu sterben. Als er aus der Stadt schied, die er wie ein Vater geliebt, entglitt in Gegenwart der wenigen Getreuen, die um ihn waren, seinen stolzen Lippen die Klage: „Nun verlasse ich Alles und bin von Allen verlassen!" Thränen überflossen mein Gesicht, als ich zu ihm herantrat, die Hand des bejammernswerthen blinden Greises küßte und ihn bat, ihm folgen und sein Loos theilen zu dürfen. Er ergriff meine Hand, hielt sie einige Minuten schweigend und sagte: „Nein, lieber Wolfradt, mit mir ist es aus, sorgen Sie nicht weiter für mich. Aber versprechen Sie mir, unter allen Umständen mit meinem

Lande zu bleiben.“ Ich versprach es ihm erschüttert und werde mein Wort halten. Aber jene Verpflichtung, welche Carl Wilhelm Ferdinand mit so erhabener Resignation mir auferlegte, sie sollte und müßte heute die Richtschnur jedes braven Deutschen werden! Unser Vaterland kann und wird nie verderben, nur müssen wir selbst ihm treu bleiben uud es nicht verlassen! Aber unser altes Kleinfürstenthum, so segensreich es in mancher Beziehung für die Entwickelung unserer Stämme gewesen, hat sich überlebt. Alle Bestrebungen, es wieder ins Leben zurückzurufen, müssen — so glaube ich — stets scheitern! Und darum kann ich jenen verzweifelten Versuchen des Auswanderns und des Kämpfens in der Fremde meine Billigung niemals geben und habe keine Hoffnung für sie. Sie haben hier in Hessen, wo seit Jahrhunderten die Söhne in Englands Dienst gefochten, in der Verdummung und Verarmung des Volkes die schrecklichsten Folgen dieses Söldnerkrieges. Für viel besser vermag ich die Legion nicht anzusehen. Wenn auch nicht der Zwang wie dort, sondern Mißmuth und Haß gegen die Franzosen sie unter den britischen Löwen vereinigt hat, das Resultat wird schließlich doch dasselbe sein.“

Dieses letzte Zureden genügte, um Kurt's wankendes Gemüth völlig von dem vorgefaßten Vorsatz abzubringen.

„Es war nur ein kurzer Traum!“ sagte er zu sich.

„Du bist einmal von Natur dazu bestimmt, mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen! Andern Menschen hat das Schicksal es leichter gemacht, edel zu handeln. Hoffentlich bleibt es nicht lange Frieden! Gleichviel denn, ob Dich in Spanien oder in Polen die Kugel trifft! Sie, für die Du dorthin ziehen und streiten wolltest, sie bleibt Dir doch verloren.“

Elftes Capitel.

Der Frieden von Tilsit, welcher der Zertrümmerung des Großstaates Friedrich des Zweiten durch die Jenaer Schlacht das Siegel aufdrückte, gab zugleich dem Königreiche Westphalen seine Entstehung. Der größte Theil des preußischen Gebiets jenseits der Elbe, als Altmark, Magdeburg, Halberstadt, Halle, Eichsfeld, Paderborn, Hildesheim und Minden, fielen dem neuen Staate zu, welcher außerdem noch das Herzogthum Braunschweig, Kurhessen mit Ausnahme von Hanau und die Fürstenthümer Göttingen und Osnabrück des ebenfalls Preußen abgenommenen früheren Kurstaats Hannover umfaßte. Nur die alten, d. h. seit dem Frieden von Basel preußischen Provinzen waren übrigens durch Friedensschluß an das Königreich förmlich abgetreten worden. Die hessischen, braunschweigischen und hannoverschen Lande wurden einfach, unter Protest der legitimen Herrscher, einverleibt, ein Umstand, der, beiläufig bemerkt, in späterer Zeit den Käufern von Domainen aus jenen Theilen des Reichs sehr verderblich wurde.

Die neuen Westphalen hatten vor dem Baseler Frieden nicht weniger als sechzehn Landesherren gehorcht, sie theilten sich ihrer Religion nach fast zu gleicher Zahl unter die drei herrschenden Confessionen, besaßen noch die verschiedenartigsten Gesetze, Einrichtungen, Sitten und Gebräuche und waren der überwiegenden Mehrzahl nach, mit alleiniger Ausnahme der katholischen Landestheile, in alter Treue ihren früheren Herrscherhäusern zugethan. Mit dem Zuschnitt und Grundbau des aus solchen Elementen bestehenden neuen Staates wurden die kaiserlichen Staatsräthe Beugnot, Jollivet und Siméon beauftragt. Diese hatten sofort das Land ohne Berücksichtigung der alten politischen Grenzen nach französischer Sitte in Departements, Cantone u. s. w. getheilt, den Code Napoleon eingeführt und die alt hergebrachten Behörden und Corporationen, wie alle Privilegien einzelner Bevorrechteter aufgehoben. Endlich war der neue Staat durch Decret Napoleon's noch mit einer Constitution und in derselben mit etwas damals ganz Neuem, einer Volksvertretung, den sogenannten Landständen, beglückt worden. Nachdem somit die erste Arbeit gethan, die heterogensten Elemente nothdürftig unter einen Hut gebracht schienen, wurde dieser Hut auf die Stirn des neuen Königs von Napoleon's Gnaden, des früheren Prinzen Jerome, jüngsten Sohnes der Madame Létitia, gedrückt.

Hieronymus Napoleon I. hatte am 10. December 1807 in Cassel seinen feierlichen Einzug gehalten und begann damit, wie Napoleon's Decret besagte, seine Staaten in Besitz zu nehmen und „für eigene Rechnung" zu administriren. Der neue König war 1784 geboren, also zur Zeit seiner Thronbesteigung dreiundzwanzig Jahre alt. Schon im ersten Anfange seiner Jugend nach Paris und in schlechte Gesellschaft gerathen, und deshalb von seinem allmächtigen Bruder zu seiner Besserung auf ein Schiff gebracht, hatte er in Westindien und Nordamerika mancherlei Abenteuer bestanden, worunter die kurze Ehe des 19jährigen Jünglings mit der 21jährigen Elisabeth Patterson aus Baltimore das Bemerkenswertheste ist. Diese Verbindung veranlaßte 1805 seine Rückberufung nach Europa. Napoleon hatte, ohne allzu viel Widerstand Seitens des jungen Gatten zu finden, die Ehe wieder lösen lassen und die arme Madame Elisabeth Bonaparte, welche ihren Gatten bis Havre begleitet hatte, mußte mit dem neugeborenen Sohne, dem Erstgeborenen eines späteren Königs, über den Ocean heimkehren. Als einundzwanzigjähriger General machte Jerome dann den Feldzug von 1806—1807 mit, ließ mit Rheinbundstruppen die schlesischen Festungen belagern und erwarb sich dabei, begreiflicherweise, da er militairischer Kenntnisse noch durchaus ermangelte, wenig Lorbeeren. Im Herbst darauf vereinigte schon der Erzkanzler und Fürst

Primas Dalberg, Herzog von Frankfurt, den nunmehrigen König zum zweiten Male durch das Band der Ehe, diesmal mit der ebenfalls ein paar Jahre älteren Prinzeß Katharina, der Tochter des berüchtigten Königs Friedrich I. von Würtemberg.

Mitten heraus aus einem thatenlosen wüsten Leben hatte Jerome der Machtspruch seines Bruders auf den Königsthron gesetzt. Höherem geistigen Leben fremd, leer an Kenntnissen und ohne Gedanken an einen tieferen Gehalt des Daseins suchte und fand er in seiner Königsstellung zunächst und vor Allem nur die Annehmlichkeit, seine Tage in rauschender Lust und Vergnügen hinzubringen. Nichtsdestoweniger war er kein unfähiger Mensch. Nach dem Urtheil seiner Zeitgenossen, welche ihn unbefangen von antinapoleonischem Fanatismus beobachteten, besaß er einen guten Verstand und in Geschäften einen klaren, gesunden Blick. Stets zeigte er eine weiche Gutmüthigkeit und konnte von gewinnender Liebenswürdigkeit sein.

Die von jenen französischen Staatsräthen unter Zuziehung einsichtsvoller deutscher Männer geleitete Gesetzgebung setzte in rastloser Eile ihren umwälzenden Gang fort. In französischer Sprache erscheinende Gesetze (der beigefügte deutsche Text hatte nur den Werth einer Uebersetzung) führten die Conscription und französisches Maß, Gewicht und Münze ein. Daneben ward freie Ausübung des Gottesdienstes aller Con-

fessionen, Gleichheit der Unterthanen vor dem Gesetze und ein gleiches Steuersystem für Alle proclamirt, die Leibeigenschaft, der Zunftzwang wurde abgeschafft, alle geistlichen Güter eingezogen, alle Rentlasten und Frohnde ablösbar gemacht.

Das waren meist wohlthätige, einen gesegneten Fortschritt kündende Einrichtungen, und die Männer, die der neue König sich aus seinen Unterthanen wählte, jene Gesetze zu handhaben, zeigten sich zumeist als einsichtig und von redlichem Willen erfüllt. Wenn es trotzdem in keiner Weise gelang, dem jungen Könige die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben, so lag die Ursache davon weniger in dem leichtfertigen Leben des Monarchen und dem rauschenden, frivolen Getreibe des von französischen und deutschen Abenteurern umschwärmten Casseler Hofes. Dergleichen war deutschen Unterthanen von den eigenen angestammten Landesherren im jüngst verflossenen Jahrhundert schon eben so arg und ärger geboten worden. Selbst die der französischen nachgebildete, für das kleine Land gar nicht passende hohe Polizei mit ihren vielen Commissären, öffentlichen und geheimen Agenten, Horchern und Angebern war weniger die Ursache, als die Folge der allgemeinen Unzufriedenheit; der eigentliche Krebsschaden lag in den unglücklichen finanziellen Verhältnissen des neuen Staates. Eine Kriegsschuld von 26½ Millionen Franken hatte der französische

Kaiser dem Königreiche auferlegt und dabei die Hälfte aller Domainen sich angeeignet. Die zahllosen Pensionen für frühere Beamte, der hohe Gehalt an die neuen, namentlich aber die völlige Unterhaltung eines französischen Heeres von 12,500 Mann waren nur durch successive Verschleuderung fast alles Staatseigenthums, durch freiwillige und unfreiwillige Anlehen und zuletzt nur vermöge ins Unerträgliche erhöhter Steuern zu erschwingen möglich. Dabei hatte die Continentalsperre den Handel gelähmt, die große Einquartierungslast, die nie aufhörende Kriegsgefahr das Eigenthum entwerthet, viele Familien ihres Wohlstandes beraubt und verarmt.

Um die Zeit dieser Erzählung befand sich das Königreich Westphalen im vierten Jahre seines Bestehens, hatte bereits eine Erschütterung, den Krieg von 1809, und in demselben die Züge Schill's und des Herzogs von Braunschweig-Oels sowie die beiden hessischen Erhebungen unter Dörnberg und Emmerich überstanden. Der Sommer 1810 hatte eine neue Vergrößerung, das ganze Kurfürstenthum Hannover, gebracht, doch schon am Ende desselben Jahres erschien im Pariser Moniteur das bereits oben erwähnte Decret, in welchem ohne jede Benachrichtigung des Casseler Hofes Napoleon einen großen Theil des eben geschenkten Hannover und dazu mehre ältere Districte wieder an sich nahm. Jerome fühlte wohl die Schmach der erlittenen Behandlung, aber an die Annehmlichkeit der Königskrone

gewöhnt, fehlte ihm der Muth, dem Beispiel seines Bruders, des Königs von Holland, zu folgen, um der erniedrigenden Stellung, die ihm zugewiesen worden, zu entsagen. In seiner Umgebung aber war der Schrecken groß. Viele hielten schon damals eine Vereinigung des ganzen Westphalen mit dem Empire für unvermeidlich.

Naturgemäß mußten sich in Westphalen, dem deutschen, von einem französischen König und indirect vom Kaiser Napoleon beherrschten Landen zwei Parteien bilden, eine deutsche und eine französische. Eigentliche, ausgesprochene Tendenzen konnte man höchstens der deutschen Partei zuschreiben. Ihre Anhänger wollten zunächst die von Jerome mitgebrachten Franzosen aus der Verwaltung loswerden und auf den Hof beschränken. Hierin fanden sie die Unterstützung Napoleon's, dem die creolische Clique seines Bruders ein Greuel war und der nie eine Gelegenheit vorübergehen ließ, sie zu demüthigen. So, indem er unter Anderm vom Könige die schimpfliche Cassation seines Lieblings, des 1809 bei Oelper vom Herzog von Braunschweig geschlagenen Generals Rewbel verlangte, indem er den Possenreißer Jerome's, den Romanschreiber Pigeault Lebrun durch Gensdarmen noch Paris zurückspediren ließ. Als ein anderer Jugendfreund Jerome's, der junge General Morio, um das Commando der westphälischen Division in Spanien zu übernehmen, durch Paris

reiste, herrschte ihn Napoleon mit den Worten an: „Sie wollen Divisionsgeneral sein, Herr? In meiner Armee würden Sie es nicht zum Corporal bringen!“ Mehrmals hatte der Kaiser seinen Bruder ersuchen lassen, sich seine französischen Polissons durch unterrichtete und ergebene deutsche Staatsdiener zu ersetzen.

Anderseits strebte die deutsche Partei das Alte zu conserviren und einer Französirung des Volkes entgegen zu wirken; die Mehrzahl derselben that dies sicher nicht ohne Hintergedanken an eine Restauration der alten Throne.

Das Streben der französischen Partei ging dagegen zunächst dahin, sich nicht verdrängen zu lassen, vielmehr sich aller einträglichen Stellen nach und nach zu versichern, und darum mehr zu eigener Bequemlichkeit, als wegen Hinneigung zum Empire das Land auf französischen Fuß zu setzen; eine Annexion Westphalens von Seiten Frankreichs fürchteten sie selbst noch mehr, als ihre Gegner. Von dem ältesten Freunde Jerome's, dem Creolen Le Camus, oder wie er durch jenes Gnade hieß, dem Minister-Staatssecretair Graf Fürstenstein war es bekannt, daß er eine förmlich komische, gespensterhafte Scheu vor Frankreich hatte.

Das Haupt der deutschen Partei war der Finanzminister von Bülow, früherer preußischer Präsident in Magdeburg, und Schwager des Kanzlers und späteren

Fürsten Hardenberg. Er war von Jerome gegraft und galt für ein Talent ersten Ranges in der Finanzverwaltung. Neben ihm nannte man den Forstdirector von Witzleben und den ehemaligen hessischen Minister von der Malsburg als Führer der Partei; der Justizminister Graf Simeon, obwohl selbst Franzose, galt für den Gönner derselben.

Zu der französischen Partei gehörten natürlich fast sämmtliche Franzosen und außer ihnen noch mehrere Deutsche in untergeordneten Stellen, welche durch Schmeichelei der Machthaber zu höheren Aemtern zu gelangen hofften, so vorzugsweise der schlaue Staatsrath Malchus. Jerome's ältester Freund, Le Camus, hingegen war durch seine kürzlich erfolgte Vermählung mit einer Tochter aus dem stolzen Hardenberg'schen Grafenhause gemäßigter geworden, als die meisten seiner Landsleute. Die Polizei endlich war durch den Präsidenten Bercagny und den Gensdarmerie-General Bongars ganz in Händen der Französischgesinnten. Der König war weniger über, als zwischen den beiden Parteien. Die Franzosen standen ihm selbstredend näher, sie waren zum großen Theil seine persönlichen Freunde und ihr Interesse machte sie ihm unbedingt ergeben. Anderseits aber war er einsichtsvoll genug, zu erkennen, daß ihr Mangel an Kenntnissen, zumal des Landes, sie zu den meisten Stellen ungeeignet machte, von dem Charakter

ihrer deutschen Verbündeten aber konnte er nur eine niedrige Meinung haben.

Gegen Bülow, welcher unvorsichtig seine Abneigung gegen die Franzosen ziemlich offen zur Schau trug, intriguirten seine Gegner fortwährend; Jerome jedoch, der immer Geld brauchte, hielt ihn, wenn auch für unverlässig, doch als Finanzminister für unentbehrlich und alle Bemühungen, ihn zu stürzen, waren seither noch mißglückt. Einen großen faux pas machte in dieser Richtung die französische Partei in den ersten Tagen des Jahres 1811. Man glaubte, vielleicht nicht mit Unrecht, daß Minister von Bülow geheime Verbindungen mit dem Berliner Hofe unterhalte. Die häufigen Reisen, welche sein Secretair Provençal, ein ehemaliger reformirter Prediger in Magdeburg, dorthin unternahm, ließen ihn mindestens verdächtig erscheinen. Jerome, dem dieser Argwohn mitgetheilt ward, gab Bercagny Erlaubniß, sich ohne Aufsehen etwaiger compromittirender Papiere des Ministers zu bemächtigen. Nach der Weise der Casseler Polizei wandte man sich an die Domestiken und gewann auch scheinbar durch Bestechungen den Kammerdiener des Grafen, welcher versprach, sobald Bülow sich sicher entfernt habe, der Polizei dessen Arbeitszimmer zu öffnen. Dies geschah. Zwei Polizisten waren gerade beschäftigt, die Schlösser seines Schreibtisches zu erbrechen, als der Minister selbst eintrat, sogleich nach

Hülfe rief, und ohne sich an die Betheuerung der Männer, „sie gehörten zur Polizei“ zu kehren, sie verhaften ließ. Er fuhr sofort zum König und forderte eclatante Genugthuung. Jerome, sich der eigenen Mitschuld bewußt, schämte sich, die Ausführer seiner Befehle zu bestrafen und die Minister Fürstenstein und Salha, welche ebenfalls im Complott gewesen waren, riethen ihm energisch ab, der Sache eine Bedeutung beizulegen. Bülow und der Justizminister Siméon, der im richtigen Gefühl die eigene Ehre in der seines Collegen compromittirt sah, verlangten dagegen Satisfaction oder Entlassung. Die Angelegenheit schwankte noch und Alles, was dem Hofe irgend nahe stand, war in der heftigsten Aufregung.

Es war an einem Nachmittage am Ende des Januar, als König Hieronymus Napoleon in übelster Laune am hohen Fenster seines Schlosses stand und auf die Casseler Aue niedersah, die, im Abendroth vergoldet, zu seinen Füßen lag. Zu der erwähnten unangenehmen Affaire war noch ein sehr grober Brief, welchen der König von Würtemberg an Jerome's Gemahlin, seine Tochter, geschrieben hatte, gekommen. Der königliche Schwiegervater war sehr ungehalten über den langen Aufenthalt seines Sohnes und Thronerben in Cassel, welcher zum Kummer seiner Schwester gänzlich in den Banden der schönen Madame Laflèche sich befand. Er beschuldigte Jerome, seinen Sohn ver-

führt zu haben und drohte mit einer Klage beim Kaiser. Weit unangenehmer jedoch selbst, als der Zorn des Schwiegervaters war dem Könige in diesem Moment etwas ganz Anderes. Der Gesandte seines Bruders, Baron Reinhard, hatte am Morgen um Audienz bitten lassen. Die plötzlichen Mittheilungen, welche dieser Mann ihm zu machen pflegte, waren selten erfreulicher Art. Am Vormittage hatte Jerome vorgeschützt, keine Zeit zu haben; — „ich will mir das Diner nicht verderben lassen“, dachte er. Dafür war der Nachmittag desto schlimmer, sein Herz klopfte wie bei ähnlichen Lagen in der Schulzeit.

Die unvermeidliche Audienz fand endlich statt.

„Ich weiß, Herr Baron, wem ich meine Staaten verdanke“, antwortete der König in heftiger Erregung der ersten Anrede des Gesandten. „Ich weiß es, warum bestrebt sich der Kaiser, es mir fortwährend und auf die peinlichste Weise vorhalten zu lassen? Ich habe weder meine gemachten Versprechungen und die Pflichten gegen mein Vaterland vergessen, noch werde ich es je. Darum darf ich auch erwarten, nicht in solcher Weise“ — der König schlug mit dem Rücken seiner Hand heftig auf das Papier, den Brief seines Bruders, welchen der Gesandte so eben überreicht hatte — „behandelt zu werden. Der Kaiser verlangt, ich soll strenger gegen die Uebelgesinnten und Unzufriedenen sein. Wie kann ich es, wenn ich die Ursache

ihrer Unzufriedenheit nicht beseitigen kann? Er verlangt, ich soll die Hälfte meiner Armee nach Hause senden, um mit den Ersparnissen die 12,500 französischen Soldaten in meinem Lande besser ausrüsten und bezahlen zu können. Schreiben Sie nach Paris, Herr Baron, daß ich das nicht könnte, wolle ich mich nicht in den Augen meiner eigenen Unterthanen erniedrigen! Schreiben Sie, daß ich endlich um die Räumung der Festung Magdeburg, welche mir zugesagt, bäte, schreiben Sie, daß der Prinz von Eckmühl und seine Generale noch immer in Westphalen wie in einem eroberten Lande hausen, nicht nur nach Belieben sich darin einquartieren und Requisitionen ausschreiben, — daß selbst französische Gensdarmen ohne Rücksicht auf mein Gericht meine Unterthanen verhaften und fortschleppen! Dabei die Würde der Krone zu wahren, ist unmöglich! Ich begreife nicht, wie Seine Majestät mir hier zumuthen kann, dies besser zu thun, da er selbst es ist, der sie untergräbt!"

„Sire!" sagte Fürstenstein, der als Minister des Aeußern nebst dem Finanzminister Bülow bei der Audienz zugegen war, in besänftigendem Tone.

„Ist es möglich, Graf Bülow", fuhr Jerome fort, „am 1. Februar die verlangten zehn Millionen zu schaffen?"

„Nein, Sire."

„Es ist unmöglich, Sie hören es!"

Baron Reinhard, der französische Gesandte, war der Sohn eines würtembergischen Pfarrers, welcher schon seit der Zeit der Republik sich in französischen Diensten befand. Er war ein äußerst gewandter Diplomat und seine Theilnahme für die Leiden des deutschen Volkes, das Interesse, welches er für deutsche Literatur hegte (er stand im eifrigen Briefwechsel mit Goethe), zur Schau zu tragen wußte, verschaffte ihm, verbunden mit einem gewissen Schein von Treuherzigkeit, das Vertrauen der Deutschen am Casseler Hofe in solchem Grade, daß selbst hochstehende Personen damals und später noch fest glaubten, der Gesandte des französischen Kaisers sei ein heimlicher Anhänger der deutschen Sache.

Reinhard hatte dem König ruhig zugehört. „Der Kaiser, Sire“, sagte er dann, „ist der Ansicht, daß, so lange noch so viel Hoffeste und Luxusbauten in Cassel stattfinden, auch Geld für die Bedürfnisse seiner Truppen da sein kann.“

„Das bestreite ich von meiner Civilliste“, antwortete der König heftig. „Ich möchte wissen, welcher Mouchard dem Kaiser fortwährend derartige Sottisen zuträgt? Jeder Fürst muß einen gewissen Glanz um seinen Hof verbreiten, will er sein Ansehen im Lande gewahrt wissen.“

„Gehören die 100,000 Ducaten, welche Euer Majestät auf Grund einer angeblich vom König Georg II.

den Calenbergischen Ständen gemachten Vorschusses sich haben auszahlen lassen, auch zu der Civilliste, Sire?" antwortete Reinhard ruhig.

„Ich denke, ja!" rief Jerome, mit dem Fuße stampfend.

Der Gesandte verbeugte sich. Ueber sein geistvolles Gesicht glitt kaum merkbar ein Lächeln, als er zu dem erregten Monarchen sagte: „Darf ich noch bitten, Sire, einige Worte unter vier Augen mit Ihnen reden zu dürfen?" Der König nickte und die beiden Minister traten zurück.

„Sire, Sie wissen selbst die unangenehme Stellung, welche der Kaiser mir am hiesigen Hofe angewiesen hat. Man verlangt von mir, ich soll hier Rathgeber sein und Niemand ist, der meinen Rath hören will. Daß Seine Majestät der Kaiser streng gegen Westphalen ist, es ist — soll ich aufrichtig sein — meiner Meinung nach wesentlich Folge seiner Unzufriedenheit über Sie, Sire! Fast jede Depesche, die mir der Herzog von Bassano sendet, schließt mit dem eigenhändigen Befehl des Kaisers, Euer Majestät zu beeinflussen. Was kann ich thun, wenn Eure Majestät sich nicht beeinflussen lassen wollen? General Bongars hat zwar den eigenen Polizei-Commissair Savagner als französischen Spion entlarvt, aber glauben mir Eure Majestät, es war nicht der einzige, den Savary hier unterhielt. Der Kaiser ist stets von jedem Schritt

unterrichtet, den Sie thun, und ich erhalte dann Verweise über meine zu rosenfarbenen Schilderungen des hiesigen Hofes. Eure Majestät können mir das Zeugniß nicht versagen, daß ich die unerquicklichen Aufträge, welche mir geworden, stets mit der nur irgend möglichen Delicatesse ausgeführt habe."

Der König antwortete nicht, er biß die Lippen auf einander und sah auf die Erde.

„Ich will mich", fuhr Reinhard fort, „des letzten solchen Auftrages, der mir geworden, dadurch unterziehen, daß ich den bezüglichen eigenhändigen Passus meines Souverains vorlese: „Baron Reinhard wird dem Könige meinen festen Willen aussprechen, daß das sittenlose Leben desselben endlich aufhöre! Die ernste Pflicht Seiner Majestät ist es, für die Fortpflanzung der Dynastie der Bonaparte zu sorgen. Er wird ihm sagen, daß dies meine letzte Ermahnung ist, fruchtet auch sie wiederum nicht, dann kann ich es vor Frankreich und der ganzen Welt nicht verantworten, ihn auf dem Posten zu lassen, auf den ich ihn mit besserer Erwartung gesetzt habe."

Baron Reinhard faltete das Papier wieder zusammen und verbarg es in seinem Portefeuille.

Das Blut war Jerome in das Gesicht geschossen, er ballte krampfhaft die Fäuste und mit zitternder Stimme sagte er nach ziemlicher Pause: „Es ist gut, ich danke!"

Reinhard verbeugte sich tief. „Sire“, sagte er in ehrfurchtsvollem Tone, „Sie wollen einen außerordentlichen Gesandten nach Paris schicken, über die Auseinandersetzung wegen der abgetretenen Gebietstheile zu unterhandeln. Darf ich mir einen Rath erlauben, so ist es der, dem Kaiser Jemand zu senden, der seine Abneigung nicht besitzt, und genaue Kenntnisse von den Finanzen des Landes hat, vielleicht gelingt es ihm —.“

„Ich verstehe Sie, Herr Baron, Sie wünschen, ich solle den Grafen Bülow schicken, es soll geschehen. Aber nun —“

„Glauben Euer Majestät, wie schwer —“

„Es ist gut; ich glaube, ich glaube!“ rief der König ungeduldig.

Der Gesandte empfahl sich und der König theilte den zurückkehrenden Ministern den ihm von Reinhard so eben ertheilten Rath mit.

„Sire“, wagte Fürstenstein einzuwenden, „wahrscheinlich wird es nicht vortheilhaft auf die Gemüthsstimmung des Kaisers gegen unser Land einwirken, wenn er wieder die goldgestickte Minister-Uniform sieht!“ — Graf Fürstenstein spielte auf seine letzte Audienz vor Napoleon an, wo dieser, ohne seine finanziellen Expectorationen anzuhören, auf dessen übermäßig reichgestickte Uniform weisend, nur gesagt hatte: „Mais je vois il y a encore beauconp d'or

en Westphalie. — Es ist noch sehr viel Gold in Westphalen, wie ich sehe!“

Bülow selbst machte Einwendungen. — „Er möge ein leidlicher Finanzminister sein, aber er sei durchaus kein Diplomat.“

„Sie werden auf der Stelle ein neues Modell zur Staatsuniform mit Silberstickerei entwerfen, Le Camus“, sagte Jerome hastig. „Graf Bülow, Sie bitte ich, so bald als möglich nach Paris zu reisen. Mein Bruder hat Sie gern, es wird Ihnen gelingen, dem armen Lande Erlaß zu verschaffen.“

„Majestät!“

„Sie sollen brillante Genugthuung haben, verlassen Sie sich darauf. Der Schuft, der Dieb wird aus dem Lande gewiesen und Bercagny, er ist ohnehin zu ungeschickt — soll die Polizei an Bongars abgeben; er mag sich mit dem Theater begnügen.“

„Sire, die ganze hohe Polizei paßt überhaupt nicht in unser —“

„Ich werde Maßnahmen treffen, sie umzuformiren; wie ich hoffe, nach Ihrem Sinne, lieber Graf; wenn Sie heimkehren, sollen Sie damit überrascht werden. Jetzt aber reisen Sie mit Gott.“

Jerome reichte dem Minister seine Hand entgegen, welcher dieser ehrfurchtsvoll zu den Lippen führte.

„Majestät ist allzeit mein gnädiger König!“ entgegnete er und ging.

„Mein Bruder hat noch immer seine Mouchards in Cassel“, wendete sich Jerome zu dem zurückbleibenden Fürstenstein, „Du wirst Bongars seine Ernennung zum Generaldirector der Polizei sofort mittheilen. Er soll Alles aufbieten, meines Bruders übrige Spione zu entdecken.“

„Wenn sich der Schlimmste nur nicht im kaiserlichen Gesandtschaftshotel verbirgt, Majestät!“ sagte der Staatssecretair.

Jerome lief in Aufregung, ohne zu antworten, in dem Zimmer auf und ab. „Hole der Henker das Hotel der kaiserlichen Gesandtschaft“, rief er nach einer Weile, „den Kaiser, das Königreich Westphalen und das ganze Empire! Schelle, Le Camus, ich muß Selterserwasser auf den Aerger trinken.“

„Wenn ich“, sprach Fürstenstein, nachdem er vom Glockenzuge zurückgekehrt war, „den gehorsamsten Vorschlag machen dürfte, so —“

„Nur jetzt keine Vorschläge mehr, verschone mich wenigstens für heute damit, Le Camus! Deine Vorschläge sind's, die mich in die Tinte gebracht haben! Ohne sie säße ich jetzt friedlich als guter Familienvater in Baltimore und zwei Millionen armer, mißregierter Unterthanen hätten nicht nöthig, mich täglich zu verwünschen!“

Fürstenstein, der unter derartigen Launen seines

Gebieters schon öfters gelitten haben mochte, wandte sich um und sah aus dem Fenster.

„Mein lieber Graf", fuhr der König, dessen Laune sich, nachdem er Jemanden hatte, an dem er sie auslassen konnte, sichtlich besserte, spottend fort, „mein lieber Graf, seit Sie verheirathet sind, ist mit Ihnen wenig zu machen. Laufe, Jacques", rief er dann dem eintretenden Diener zu, „der Kammerherr von Marinville soll sofort herkommen."

„Sire, Monsieur le Baron wartet schon im Vorzimmer."

„Desto besser. — Hast Du die Gesellschaft bestellt, Marinville?" rief der König dem eintretenden maître de la garde-robe entgegen.

„Ja, Sire", antwortete der Befragte, ein schlanker, etwas verlebt aussehender Mann von ziemlich dreißig Jahren.

„Und den Weibern Discretion anempfohlen?"

„Sie ist selbstverständlich, Sire."

„Es scheint nämlich, man gönnt uns unser Vergnügen nicht, Marinville! Das Thun der Könige wird ewig begeifert, nicht den kleinen Finger kann ich rühren, ohne daß es maître Renard, dem Gesandten Seiner kaiserlichen Majestät, auf die Nase gehängt wird."

Zwölftes Capitel.

Majestät hatten heute Abend im rothen Zimmer sechs Couverts legen lassen. Dieses rothe Zimmer war mittelgroß, von prachtvoller und bequemer Einrichtung. Die Wände waren mit rothem Sammet ausgeschlagen, welcher durch Goldleisten eingefaßt worden, die Decke zierte ein recht hübsch ausgesuchtes Gemälde, eine Gesellschaft Satyrn und Nymphen darstellend, der Boden dagegen war mit Brüsseler Teppichen so dicht bedeckt, daß jedes Geräusch von Tritten darin erstarb. An den Wänden standen Divans von lichtblauem Seiden-Damast, und in der Mitte des Zimmers die runde Tafel, an welche sechs Fauteuils geschoben waren.

Seine Majestät geruhten heute Abend die starre Würde des Königthums und die Strenge des Kriegsobersten abzulegen. Er erschien kurz nach Schluß des Theaters in dem eben beschriebenen Zimmer, am Arme die reizende Tänzerin, Mademoiselle Durand. Neben diesem prachtvollen Geschöpf mit dem blendenden Teint und dem schwebenden Schritt sah Hieronymus

Napoleon allerdings etwas gelb aus, und von gar zu nachlässiger Haltung, doch hatte er wohl auch nicht die Absicht, Kenner zu entzücken, sondern lediglich die, sich selbst zu amüsiren.

Hinter ihm trat Marinville ein, mit Mademoiselle Lavancourt nebst Herrn von Malsburg mit Madame Romain.

Zwei betagte Diener, deren Gesichter als wahre Musterbilder der Discretion und Arglosigkeit gelten konnten, rückten die Stühle.

Der König ließ sich nieder und lud mit leichter Handbewegung zum Sitzen ein. Zu seiner Rechten nahm Mademoiselle Durand, links die Lavancourt Platz. Man mußte dem König diesen Platz beneiden.

Die Damen, ihres Pelzes entledigt, zeigten alle drei eine untadelhafte Büste — die Mode, zumal beim Ballet, verlangte damals viel Büste. Alle drei waren von schönem, ebenmäßigen Wuchs und zeichneten sich als Künstlerinnen ersten Ranges und weltgewandte Französinnen vortheilhaft durch die Eleganz ihrer Bewegungen aus. Eine Jede hatte indeß auch ihre besonderen Reize.

Mademoiselle Durand's sylphenhafte Gestalt ist dem Leser schon bekannt. Mademoiselle Lavancourt dagegen war braun. Sie besaß außerordentlich starkes Haar, welches zu einem antik griechischen Kopfputz geschürzt war. Ihre Augen, groß und tief, brannten

von einem verzehrenden Feuer. Ihr Tanz zeichnete sich durch bacchantische Wildheit, Raschheit und Energie der Bewegungen aus, dem entsprechend war ihr Blick und ihr Gespräch. Madame Romain glich einer Heiligen, so zart, sanft und ruhig schien die schöne Blondine. Doch wer da wußte, daß der König sie mit gefrornem Champagner zu vergleichen pflegte, mißtraute diesem Aeußern.

Jerome schien hungrig zu sein. Er aß mit sichtlichem Vergnügen seine Suppe, welche mit würzigem Duft das Gemach erfüllte, trank, ohne ein Wort gesagt zu haben, ein Glas feurigen spanischen Weines und wendete sich dann erst zu Mademoiselle Lavancourt:

„Was Teufel mag nur dem Monsieur Aumer eingefallen sein, daß er Ihnen heute Abend die Rolle des Frontin gegeben hat?“

„Ei, Sire“, entgegnete sie, „ich bin bestürzt, daß ich Ihnen darin mißfallen habe!“

„Pah, mißfallen? Das eben nicht, aber die Rolle ist nicht gut genug für Sie. Die langen Beinkleider, der Rock, überhaupt die männliche Kleidung, alles das läßt von Ihren unvergleichlichen Reizen kaum den Schatten einer Wade sehen. Sie sollen eine solche Rolle nicht wieder haben.“

„Ich glaube, Sire“, sagte der junge Malsburg, „daß überhaupt die Ballets des Herrn Aumer unsern Schönheiten zu wenig Gelegenheit geben, sich zu zeigen.“

„Ja, Sire", rief Mademoiselle Lavancourt, „er ist unverbesserlich, dieser Herr Aumer! Anstatt mythologische Darstellungen zu componiren, oder allegorische Bilder, oder auch nur Ensemble-Tänze, arrangirt er stets förmliche Comödien. Es ist so langweilig."

Der König sah ihr lächelnd, ja etwas spöttisch ins Gesicht und wandte sich zu der andern Nachbarin:

„Nun, ma belle, was sagen Sie dazu?"

„Ich bin der Meinung, Sire, daß die Ballets des Herrn Aumer viele Vorzüge bieten. Der eigentliche Parfüm der Kunst, die feinste Blüthe der künstlerischen Ausbildung zeigt sich eben nur im Spiel. Eh bien, in einem lebenden Bilde ist es mit einem schönen Halse, einem eleganten Beine gethan, in einem lebenden Bilde kann man selbst — Deutsche gebrauchen und —"

„Ich bedanke mich, Mademoiselle!" unterbrach sie Herr von Malsburg beleidigt.

„Ah, Monsieur", rief die Französin mit einem innig schmerzerfüllten Aufschlagen ihrer Augenlider, „ich bitte millionenmal um Verzeihung. Aber wahrhaftig, Sie sind nur von Geburt ein Deutscher, von Tact und Geschmack sind Sie ein Pariser."

Das konnte damals füglich für ein Compliment gelten, und Herr von Malsburg nahm es auch dafür.

Der König lachte ausgelassen.

„Heda, Marinville!" rief er endlich, „lassen Sie

doch einmal unsere arme kleine Romain in Frieden, sie ängstigt sich vor Ihnen. Sagen Sie, dürfen wir Herrn Aumer noch behalten, oder sollen wir uns einen andern Balletmeister suchen?“

„Niemand wird das besser zu beurtheilen wissen, als Ew. Majestät“, entgegnete Marinville, welcher ein lebhaftes Kreuzfeuer der Augen mit seiner Nachbarin unterhalten und zugleich ihre zarte Fußspitze auf der seinen hatte tanzen lassen, so daß er nicht recht wußte, was über diesen Fall schon geäußert war.“

„Sie machen es sich wirklich bequem, mein Freund“, entgegnete der König. „Nicht wahr, immer der König, er soll für Euch Alle denken, soll sich für Alle plagen. Ah, es ist sehr hart, dies viele Regieren!“ Er trank ein Glas Johannisberger und fiel wie erschöpft in den Lehnstuhl zurück.

„Sire“, Mademoiselle Durand faßte damit die königliche Rechte und führte sie ehrerbietig zu ihren Lippen, „das Königsamt ist das schwerste, aber auch das schönste. Millionen von Menschen glücklich zu machen, es muß göttlich sein!“

Der König strich ihr sanft über die Stirn und spielte mit einer kleinen Locke, die ihr losgegangen war. „Theure Antonie, Sie müssen es ja wissen, was es heißt, glücklich machen! Glücklich zu machen, haben Sie weit mehr als königliche Macht!“

„Ich habe die Erfahrung noch nicht gewonnen, Sire.“

„Ich wäre sehr unglücklich“, flüsterte er, „wenn Sie die Erfahrung nicht noch heute machten!“

Verlangend hingen seine Blicke auf dem reizenden Wesen, welches erröthete und nur mit einem Niederschlagen der langen schwarzen Wimpern antwortete.

König Jerome war sehr aufgeräumt. „Lieber Marinville, könnten Sie uns nicht ein kleines Nocturne hören lassen?“

„Ich bin glücklich, Ew. Majestät Wunsch errathen zu haben“, entgegnete der Höfling lächelnd. „Ich habe Herrn Blangini schon instruirt. Jacques“, wandte er sich zu einem Diener, „lassen Sie doch die Musik beginnen.“

Der Diener verschwand und kurz nachher erscholl aus einem Nebenzimmer die Lieblingsmusik des Königs, zwei Hörner und eine Harfe.

Der König nickte Marinville dankbar zu.

Während dessen ward ein sehr gewähltes Souper servirt. Die feinsten Leckerbissen, welche man damals in Cassel haben konnte, mit französischer Kunst zubereitet, folgten Gang auf Gang; die edelsten Weine Frankreichs und Deutschlands wurden dazu getrunken. Auch die Damen nippten ihr Gläschen Champagner, und bald stellte sich eine äußerst lebhafte Stimmung ein. Am wenigsten laut war Herr von Malsburg. Es lag in seiner deutschen Natur, die den ausgelassenen französischen Ton nicht treffen konnte; der König

sowohl wie die Uebrigen hingegen ergingen sich in wilder Fröhlichkeit.

Die Diener waren fortgeschickt worden und nun stand dem freiesten Gespräch, der zartesten Vertraulichkeit nichts mehr im Wege. Man muß Jerome indeß die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er keinen Augenblick die zwar nur lässig behauptete königliche Würde gänzlich aus der Hand gab. Auch die Tänzerinnen zeigten viel Takt in ihrem Benehmen, so ungenirt sie sich auch gaben. Mit einer Grazie, wie sie nur Französinnen eigen ist, wußten sie über die schlüpfrigsten Gespräche hinzugleiten, die pikantesten Sachen, den dreistesten Scherz zu geben, ohne jemals durch eine Plumpheit zu mißfallen. Am besten gelang dies der Durand. Sie verstand auf die verführerischste Weise den Respect der Unterthanin mit der Freiheit zu vereinigen, die der König bei seinen kleinen Soupers von einer interessanten Gesellschafterin verlangte. Deshalb gefiel sie dem Könige auch am besten. Die Romain hingegen veränderte sich durchaus, sobald ihr Blut erhitzt ward; die Miene einer Heiligen hatte sie gänzlich verloren. Wenn sie sich im ausgelassenen Gelächter zurückwarf und wieder vorbog, daß ihr blendend weißer Busen fast über den Saum des Kleides hervorquellen wollte, so contrastirte das schöne Blau der Augen, das sanfte Blond des Haares und der ganze kindliche Schnitt des Gesichts merkwürdig zu

der innerlichen Gluth, die wollüstig aus ihm hervorleuchtete. Sie übertraf noch die Lavancourt an sprühender Laune und toller Ausgelassenheit. Wenn die herzförmig zusammengezogenen schwellenden Lippen, zwischen denen glänzende kleine Zähne hervorblickten, pikante Anekdötchen aus der Coulissenwelt vortrugen, wandte sich oft der Blick des Königs mit einem Ausdruck zu ihr, der Mademoiselle Durand einen Stich der Eifersucht ins Herz gab. Dann wandte sich diese Sylphide mit dunkeln Augen in erneuerter Liebenswürdigkeit zu ihm und Seine Majestät gestanden, daß sie sich heute vortrefflich amüsire.

„Kommen Sie, Marinville!" rief der König in bester Laune. „Kommen Sie hier einmal her!"

Der Höfling stand auf und näherte sich ihm.

Jerome bat sich von Mademoiselle Durand das gestickte Taschentuch aus und verband Marinville unter den lauten Beifallsrufen der Uebrigen, welche die Absicht des Königs merkten, die Augen.

Nun standen Alle auf, Mademoiselle Lavancourt drehte Herrn von Marinville einige Male herum, damit er nicht mehr wisse, wo er sei, und nun mußte dieser im Zimmer umher tappen, eine der darin befindlichen Personen zu fangen. Erkannte er diese Person dann am Gefühl — denn die Binde durfte er nicht abnehmen — so durfte er die Rolle der Blindekuh abgeben und diese ward von der erkannten Person

aufgenommen. So war die Regel dieses Lieblingsspieles Seiner Majestät.

Marinville tappte umher. Zuerst faßte er Mademoiselle Lavancourt, welche sich stumm in eine Fensterecke geschmiegt hatte. Seine tastende Hand berührte ihre nackte Schulter, nun wollte er geschwinde auch mit der andern Hand zugreifen, doch sie bückte sich schnell und gewandt und glitt ihm unter den Armen weg. Er griff in die Luft und die Dame zupfte ihn neckend von hinten her am Haar.

Der König lag lang ausgestreckt auf einem Divan und lachte.

Marinville hatte Kehrt gemacht und suchte von Neuem. Alle drei Damen gaukelten um ihn her und neckten ihn von allen Seiten. Zufällig faßte er, blind tappend, Herrn von Malsburg am Arm, doch that er, als habe er nichts gefühlt, wandte sich rasch um und war so glücklich, Madame Romain mit beiden Händen zu ergreifen und zwar so fest, daß sie nicht entwischen konnte. Sie mußte still halten und Marinville glitt mit der Hand an ihren entblößten Armen herab. Zwar hatte er sie im ersten Augenblicke erkannt, da sie eine goldene Kette am Halse trug, welche er ihr selbst einmal als Präsent des Königs überreicht hatte, doch war er schlau genug, sich dumm zu stellen. Er untersuchte ihre Arme und Hände genau und rieth auf Mademoiselle Durand.

„Falsch!“ rief der König.

Marinville befühlte Hals uud Schultern und leitete seine Hand zum Kinn und über die Wange der Tänzerin und erklärte dann, er könne es nicht errathen, wenn er nicht küssen dürfe. Nur am Kusse getraue er sich zu entdecken, wen er vor sich habe.

„O, über den Schelm!“ rief der König, der sich vor Lachen den Bauch hielt. „Er hat sie lange erkannt! Es ist genug, Marinville, ich will jetzt das Tuch umbinden.“

Mademoiselle Durand ging ihm dienstfertig dabei zur Hand und dasselbe Spiel begann von Neuem. Es dauerte nicht lange, so lief ihm die Lavancourt scheinbar absichtslos grade in die Arme. Jerome war war aber ungeschickt. Er glaubte, sie wolle sich losreißen, griff also rasch und heftig zu, um sie zu halten. Dabei verlor er das Gleichgewicht, stolperte, hielt sich am Kleide der Dame und riß sie mit sich zu Boden. Mademoiselle Durand wollte wieder ihn halten, gerieth aber auch ins Fallen und ein bunter Knäuel wälzte sich unter jubelndem Gelächter auf dem Fußboden.

„O, Sire, verzeihen Sie mein Mißgeschick“, bat Mademoiselle Lavancourt, als endlich nach langem vergeblichen Bemühen die Ordnung einigermaßen wieder hergestellt war.

Jerome verzieh, und die Damen zupften ihre Kleider wieder zurecht.

„Trinken wir noch ein Gläschen zur Erholung“, sagte er dann und sie nahmen wieder an der Tafel Platz.

„Ein allerliebstes Spiel, nicht wahr?“ fragte der König. „Erinnern Sie mich doch daran, Marinville, daß wir es nächstens einmal in einem größeren Zirkel wiederholen. Die Erkennung war heute zu leicht.“ Und zurückgelehnt in seinen Sessel hielt er sein volles, von der Kälte beschlagenes Champagnerglas empor gegen das Licht der großen, von der Decke herabhängenden Lampe. „Wie er empor schäumt, der eingepreßte Geist, wie Perle auf Perle entrinnt, unwiederbringlich in den weiten Aether, wenn wir ihn nicht an die heißen Lippen pressen, ihn hinunterstürzen in vollen, durstigen Zügen, den gefüllten Kelch des Vergnügens!“ Des jungen Königs Augen leuchteten, er setzte das Glas an den Mund und mit einem Zuge leerte er den Inhalt.

Marinville saß über die schöne Adele Lavancourt gebeugt, welche, die langen Wimpern halb geschlossen, tief zurückgelehnt in dem weichen Polster des Fauteuils dalag und tropfte der reizenden Bacchantin sein Glas langsam zwischen die vollen, kirschrothen Lippen.

Der Herr von Malsburg hielt mit der Rechten die Romain umschlungen und sah träumerisch nach der Decke des Zimmers.

„Adele“, rief Marinville, „laß uns anstoßen!

Majestät, lassen Sie uns Alle trinken. Es lebe die Jugend, es lebe die Liebe!"

„Bravo, Marinville", antwortete jener, „Profitons de notre jeunesse, profitons de nos amours!"

Er führte von Neuem sein Glas zum Munde und setzte es dann nieder auf den Tisch, so heftig, daß der Fuß klirrend brach.

„Glück und Glas!" sagte Malsburg seufzend, doch Niemand im Kreise verstand seine deutschen Worte.

„Ein neues Glas, das alte that wohl daran, zu brechen", rief Jerome. „Nachdem ein solcher Toast daraus getrunken, wollte es nicht wieder geleert werden."

Als die Nacht immer weiter vorrückte — die Stutzuhr auf dem Kamin schlug eben halb zwei Uhr — hatte sich die bis dahin ziemlich allgemein gehaltene Unterhaltung in leise geführtere innigere Einzelgespräche verwandelt. Der geräuschvollen Lustigkeit war das Bedürfniß ruhigeren Genießens gefolgt.

Endlich drückte der König zärtlich die Hand der Mademoiselle Durand und blickte sie verständlich fragend an. Sie erwiderte den Druck und nickte mit einem brennenden Blick.

Jerome erhob sich und seine Gäste folgten dem Beispiele.

„Gut Nakt, mes dames", sagte Jerome lachend deutsch und preßte zum Abschiede seinen Mund auf die glühenden vollen Lippen der Mademoiselle Lavancourt,

wie den kleinen Mund der Madame Romain. „Gute Nakt, Messieurs, morgen wieder luschtik!“

Die Gesellschaft war im Begriff auseinander zu gehen, als ein unerwarteter Zwischenfall dies hinderte. „Ich weiß nicht — täusche ich mich, oder riecht es hier wirklich nach Rauch?“ sagte plötzlich Fräulein Durand und wandte ihren Blick forschend nach dem Kamin.

„Wahrhaftig, mir war es auch schon so“, meinte Fräulein Lavancourt.

„Thorheit, Kinder“, erwiderte Jerome, „ich rieche gar nichts. Laflèche soll in Zukunft Zimmtholz zum Heizen anweisen, wenn Ihr den Geruch lieber habt.“

„Kaiser Karl's Geschmack war das aber nicht“, bemerkte Malsburg.

„Wie so?“

„Karl der Fünfte, Sire“, fuhr der hessische Edelmann in behaglicher Breite fort, „passirte Augsburg und die Fugger hatten die Ehre, ihn zu beherbergen. Um ihren hohen Gast würdig zu empfangen und ihren Reichthum zu zeigen, hatten sie unter Anderem die Gemächer des Kaisers mit Zimmtstangen geheizt; es traf sich aber unglücklich, daß der Kaiser von allen Gerüchen den des Zimmts am wenigsten leiden konnte. So mußte denn die spanische Majestät, weil der Duft so schnell nicht wieder zu vertreiben war, in einem Seitengemach kampiren, was den Fuggers natürlich —“

„Beim Himmel“, rief Jerome, „die Mädchen haben Recht! Das ist ja ein Rauch zum Ersticken. Schellen Sie doch, Marinville; wo stecken die Diener?“

Ein dumpfes Geprassel ertönte in diesem Augenblicke von ferne; ein feiner Dampf und brenzlicher Geruch erfüllte mit jeder Secunde stärker das Zimmer.

„Zum Henker“, rief der König, „was ist denn das? Wo sind die Schurken von Bedienten? Schlafen die Canaillen?“

Er war aufgesprungen, mit ihm die ganze Gesellschaft.

Marinville hatte das Fenster aufgerissen. Die Damen liefen ängstlich umher und riefen: „Es brennt, es brennt! Retten wir uns, Sire, retten wir uns!“

„Thorheit“, entgegnete der König, „beruhigt Euch, Kinder, es ist nichts, beruhigt Euch!“

Damit war er auf die Thür des Nebenzimmers, in welchem die Lakaien waren, zugeeilt und hatte sie geöffnet. Die beiden alten Diener lagen in ihren Lehnstühlen und schliefen fest, obwohl mit tiefem Stöhnen. Dieses Zimmer aber war bereits ganz von Rauch erfüllt, welcher jetzt, durch die Zugluft der Thür und des geöffneten Fensters in Bewegung gesetzt, schwer hin- und herwogend, sich in den Salon ergoß. „Jacques“, rief der König, den Nächsten schüttelnd, „holla, Jacques, François! Wollt Ihr verbrennen? Munter, munter!“

Die Diener rafften sich erschreckt auf und starrten schlaftrunken die bewegte Scene an. Malsburg hatte Madame Romain am Arm ergriffen und stürzte mit ihr auf die Ausgangsthür des Vorzimmers zu, indem er rief: „Hierher, Sire, hier heraus! Folgen Sie mir, dies ist der sicherste Weg!“ Die Lavancourt und Durand rangen die Hände und liefen bald an die Fenster, bald zur Thür. Marinville hielt des Königs Hand und suchte ihn Herrn von Malsburg nachzuziehen, welcher die Thür geöffnet hatte, aber auf der Schwelle bestürzt stockte.

Ein rother Schein und unerträgliche Hitze schlug durch diese Thür herein, zugleich ertönte jetzt das dumpfe Dröhnen der Glocken, welche Feuer läuteten und das Schreien des herzueilenden Pöbels. Das deutliche Geprassel trocknen, brennenden Holzes, das Sausen der Flamme mischte sich schrecklich dazwischen.

Der König erschrak bei dem Getöse. Ihm kam der Gedanke an eine Wiederholung der Dörnberg'schen Verschwörung. Er wähnte Cassel schon im Aufruhr und das Schloß angezündet, um ihn zu ermorden, oder doch in der Verwirrung sich der Gewalt zu bemächtigen.

„Meine Herren, denken wir zunächst an die Damen“, rief er, auch in der Gefahr die französische Galanterie nicht verläugnend und riß sich gewaltsam von Marinville los. Damit eilte er auf Fräulein Durand zu,

umschlang ihren Leib und zog die vor Angst Weinende nach der Ausgangsthür zu. Fräulein Lavancourt hatte sich an Marinville geklammert, welcher sich vergeblich bemühte, sie loszuwerden, um den König zu begleiten. Beide folgten endlich diesem, welcher die Durand halb trug, halb mit sich fortzog, Herr von Malsburg mit seiner Dame war schon voran.

Der Letztere hatte in der Ueberzeugung, daß der Ausgang nach dieser Seite trotz der unmittelbaren Nähe des Feuers der beste sei, einen kleinen silbernen Eimer, in welchem der Champagner gekühlt war, ergriffen, das Eiswasser halb über die Kleider der Tänzerin, halb über sich selbst ausgegossen und dann kühn die Thür passirt, welche in den brennenden Vorsaal führte. Ihm nach drängten alle Uebrigen.

„Nur vorwärts", rief er, „dort ist schon Hammerstein's Zimmer. Von da gelangen wir ja sogleich an die große Freitreppe. Hammerstein muß darin sein, er ist heute aide de camp vom Dienste."

Plötzlich stockte der König. „Tausend Teufel, wir laufen ja dem Feuer in den Rachen!" schrie er auf, als er in den Vorsaal gelangte, an dessen getäfeltem Plafond die Flammen schon hinleckten. „Das ist ja Tollheit! Hierher, hierher, zurück durch den anderen Ausgang!"

„Nein, nein, Sire, hierher, um Gotteswillen hierher!" schrieen die Höflinge.

„Pardieu, ich nicht!“ entgegnete der König entschlossen, wandte sich und kehrte, die Durand mit sich schleppend, zurück.

„Folgen wir dem König!“ rief Malsburg und Alle drehten um, ihm zu folgen. Da schlug der Kronleuchter von der Decke herab, grade vor ihnen nieder, daß der Krystall in tausend Splittern umherflog; ein brennendes Holzstück, welches ihn getragen, folgte dröhnend nach und wie betäubt und halb erstickt hielten sie an. „Es ist unser Aller Tod, wenn wir nicht eilen! Da hinaus, wem sein Leben lieb ist!“ rief Marinville mit einer Stimme, die der Rauch fast unverständlich machte.

Noch einmal kehrten sie um und stürzten sich auf die schon zur Hälfte brennende Thür, welche in den Corridor mündete.

Der König und Fräulein Durand gelangten indessen in den Salon zurück und hielten hier an dem offenen Fenster an, um frische Luft zu schöpfen. „Nur nicht verzweifelt, ma mie“, redete er beruhigend der zitternden Schönen zu, welcher dicke Thränen über die angstbleichen Wangen rollten. „Könige verbrennen nicht“, und er küßte sie auf die blassen Lippen.

„O, Sire“, sagte sie leise, „retten Sie sich. Ich halte Sie auf, verlassen Sie mich. Ob ich sterbe, daran liegt ja nichts.“

„Du bist eine Närrin, Antonie“, versetzte er. „Zu

Hülfe, zu Hülfe!“ rief er dann durch das Fenster hinaus.

Auf der Gasse unten war lauter Tumult. Spritzen rasselten heran, Schaaren von Soldaten stürmten zum Schlosse, das Getrappel der Pferde, das Rufen der Menge tönte in wildem Chaos herauf.

Das Feuer hatte sich mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreitet, es fand reiche Nahrung an dem Getäfel und den langen Vorhängen der Säle. Die zu Hülfe Eilenden fanden bereits fast den ganzen Palast von Flammen strahlend. So blieben die erleuchteten Fenster des Gemaches, in welchem der König war, und seine lauten Rufe in dem allgemeinen Licht, dem allgemeinen Getöse unbemerkt. „Wir müssen uns selbst helfen“, sagte er endlich, das Vergebliche seiner Anstrengungen bemerkend.

„Folgen wir den Anderen, Sire“, bat die Tänzerin.

„Zu spät“, antwortete er. „Aber halt, wie konnte ich so in der Localität mich verirren, wir können ja hier hinaus.“ Und eine kleine Seitenthür öffnend, zog er die Dame an der Hand nach sich.

Sie traten in ein Gemach, welches der Tänzerin trotz ihrer Furcht die Röthe auf die Wangen trieb. Ein großes und breites Bett mit zwei seidenen Kopfkissen und von bienengestickten blauen Seidenvorhängen überdacht, stand an der Wand links und rechts ihm

gegenüber befand sich eine meisterhafte Copie des berühmten in der Dresdener Gallerie befindlichen van Dyk'schen Gemäldes, Diana in der Umarmung des goldregnenden Zeus darstellend. Die Flammen, welche bereits vom unteren Stockwerke herauf von außen an den Fenstern emporzüngelten, daß die Scheiben klirrend herausfielen, beleuchteten das mit jeder Verfeinerung ausgestattete Schlafzimmer tageshell.

Der König nahm einen Schlüssel vom Toilettentisch und öffnete eine Tapetenthür. Beide eilten durch diese in eine Art von Gang, ein langes Gemach mit Portraits weiblicher Schönheiten decorirt. Auch dieser war hell erleuchtet durch die von außen heraufspielenden Flammen.

„Wir sind gerettet“, sagte der König, frei Athem holend und die Thür am Ende dieses Gemaches aufstoßend. Aber entsetzt prallte er zurück, denn er sah in das Feuer. An den Sammt-Vorhängen des achteckigen Raumes, in welchem vier Thüren die Ausgänge nach vier verschiedenen Richtungen bezeichneten, leckten die Flammen empor, der Fußboden rauchte, eine entsetzliche Gluth trieb sie zurück.

Da erscholl deutlich das Rufen von Männern, das Krachen von Axthieben im Innern des Schlosses; die Retter mußten ganz nahe sein. In demselben Momente verließen die zarte Französin die Kräfte. Ermattet, von Rauch betäubt, schwankte sie zurück. Bestürzt

betrachtete sie der König. Auch ihm benahm der Rauch bereits den Athem. Mit wildem Blick durchforschte er den rauchenden Raum, sah die helle Flamme emporhüpfen und die gegenüberliegende Thür, die Rettungsthür ergreifen.

„Et pourtant il faut“, murmelte er. Er ergriff mit letzter Kraft die Schöne und trug sie mehr, als er sie führte, auf die brennende Thür los. Doch mitten im Zimmer entglitt sie ihm. Das Bewußtsein hatte die Tänzerin gänzlich verlassen, sie sank mit einem tiefen Seufzer zusammen, ohne daß der König die Kraft hatte, sie wieder emporzuziehen; ihm selbst schien es, als tanzten alle Gegenstände um ihn her, mühsam athmete er die glühende Luft und seine Füße hafteten schwer auf dem rauchenden Parquet.

Da flog unter lautem Krachen die Thür vor ihm auseinander, eine hohe Gestalt, die Axt in der Faust, drang durch die Oeffnung. Zischend zogen sich die Flammen von dem wassertriefenden Gewande dieses Mannes zurück und er erreichte das bedrängte Paar. Es war Kurt, der sich den Weg hereingebahnt hatte.

„Schnell, Sire“, rief er, „fliehen Sie hier durch!“

„Diese Dame“, erwiderte mit erstickter Stimme Jerome.

„Ich werde sie bringen.“ Mit kräftigem Arme umfaßte er den König und drängte ihn gewaltsam hinaus. Dann riß er den Mantel von den Schultern

und schlug ihn um die Tänzerin, in deren langem, seidenen Gewande schon ein glimmender Splitter schwehlte, zog sie empor und trug sie fort. Ihr Haupt hing über seine Schultern herab und das lange, blonde Haar, von der eiligen Bewegung losgegangen, flatterte und versengte; der gefährliche Durchgang war passirt. Alle Drei gewannen den Flur, dessen steinerne Bögen und Tragepfeiler dem Feuer keine Nahrung bieten konnten, und wo erfrischende Luft sie empfing. Kurt hielt inne. Ein Haufen Männer kam ihm entgegen. Fräulein Durand, von dem kalten Luftzuge erweckt, schlug die Augen auf, sie blickte starr in Kurt's Gesicht und murmelte: „Mein Rettungsengel!"

Doch Kurt verließen in diesem Augenblicke die Kräfte; er ließ die Dame niedergleiten. Ein Nebel umzog seinen Blick, er fühlte einen heftigen Schmerz am Kopfe und am rechten Arme, sank auf ein Knie, — dann verließ ihn die Besinnung.

Dreizehntes Capitel.

Als Kurt aus seiner Betäubung wieder erwachte, war sein erstes Gefühl das einer angenehmen Ruhe und Behaglichkeit, welche nach wilden Fieberträumen, in denen stürzende, brennende Balken, versinkende Fußböden und ähnliche Schreckbilder ihn umgaukelt hatten, ihn jetzt erfrischend und lieblich umfing. Er schlug die Augen auf und sah vor sich das Bild der Schlacht bei Quebeck, welches er stets gewöhnt war, über dem Fußende seines Bettes zu erblicken. Er lag also im eigenen Bette, in seiner Wohnung. Wie er jedoch hineingekommen, welche Zeit des Tages es sei — denn Tag war es — und woher die weiße, seidene Decke stamme, auf welcher seine Hände ruhten, war ihm räthselhaft. Er erhob den Arm, um diese ihm unbekannte Sache in näheren Augenschein zu nehmen, doch er empfand plötzlich einen so brennenden Schmerz, daß er ein leises Stöhnen nicht unterdrücken konnte. Dieser Laut aber hatte unmittelbar ein Ereigniß zur Folge, welches Kurt's Erstaunen in noch höherem Grade vermehrte. Er vernahm nämlich leichte Schritte und

das Rauschen eines Kleides, sah im nächsten Augenblick ein schönes Gesicht sich über das seinige beugen.

Fräulein Durand stand vor seinem Lager! — War es eine Fortsetzung des Fiebertraumes, war es Wirklichkeit? — Das Gesicht der Dame drückte die größte Freude aus.

„Endlich", sagte sie, „endlich!" und fuhr mit ihrer weichen Hand über seine Stirn. „Das Fieber ist vorbei, Gott sei Dank!"

Kurt suchte seine Gedanken zu sammeln. Er blickte im ganzen Gemach umher; ja, es war das seinige, nur in der Einrichtung verändert. Am Kopfende seiues Bettes stand ein Tisch mit Verbandzeug und Arzneigläsern, daneben ein eleganter Lehnstuhl, der ihm unbekannt war. Auch der sonstige Zustand des Raumes war von ehedem verschieden, denn weder Reithosen, noch Sporenstiefeln bildeten dessen Decoration, eine weibliche Hand war offenbar geschäftig gewesen, eine gefällige und wohlthuende Ordnung überall herzustellen.

„Haben Sie Durst?" fragte ihn die Dame, welche dies Umherblicken und seine Verwunderung augenscheinlich nicht beachten wollte.

„Jawohl", entgegnete er hastig, sich dieser Thatsache jetzt erinnernd.

Sie schnitt ein paar Citronenscheiben in ein Trink-

glas, that Zucker hinein, füllte es mit Wasser und reichte es dem Patienten.

Er trank begierig und sagte dann mit dankbarem Blick: „Mein Fräulein, ich bin in der angenehmsten Ueberraschung befangen. Werden Sie mir das zauberische Bild, welches mich umfängt, erklären? Mich däucht, ich ward verletzt bei dem heutigen oder gestrigen Brande, aber wie? ..."

„Pst!" und sie drückte ihre Finger auf seinen Mund, „welche Geschwätzigkeit! Wenn Sie hübsch still sein wollen, erzähle ich Ihnen Alles. Haben Sie noch Schmerzen am Kopfe?"

„Dort nicht, aber am Arme", entgegnete er und griff mit der linken Hand nach dem Kopf. Eine Bandage umgab diesen.

Ihre Blicke hingen mit dem Ausdruck der innigsten Liebe an ihm. „Sie haben mir das Leben gerettet, ja was noch mehr sagen will, Sie haben auch das Leben eines Königs gerettet. Dabei wurden Sie verletzt und zwei Tage haben Sie in schrecklichen Phantasien gelegen; ich danke Gott, daß Sie erwacht sind. Aber dem Rechte der Krankenpflegerin gemäß verlange ich pünktliche Befolgung meiner Befehle, und der erste ist Ruhe."

In der That war Ruhe auch das Hauptbedürfniß des Kranken. Diese wenigen Worte und Bewegungen hatten seine Kräfte bereits erschöpft und er blieb still

und folgsam liegen. Mit den Augen aber folgte er allen Bewegungen seiner reizenden Wärterin. Sanft und still war ihr lebendiges Wesen geworden. Alle seine Wünsche errathend, schwebte sie wie ein Hauch um sein Lager. Sie lockerte sein Kopfkissen auf, indem sie sein verwundetes Haupt zart emporhob und reichte ihm eine erfrischende Arzenei. Sie milderte das zu grelle Licht, welches seine Augen angriff, indem sie die Vorhänge dichter zusammenzog und setzte sich dann ruhig in den Lehnstuhl, welchen sie hart an das Bett schob.

Ihr Anzug war das Bild der Bescheidenheit. Ein schwarzes Seidenkleid, bis zum Halse hinaufgehend, von einem Spitzenkragen eingefaßt, umhüllte ihre schlanke Figur. Das glänzende Haar war glatt zurückgekämmt und am Hinterkopfe ziemlich kurz abgeschnitten und in ein Nest zusammengeflochten. Keine Perle, kein Gold war an der ganzen Gestalt zu sehen, doch schien es Kurt, als kleide diese Einfachheit sie besser, als ihre reichste Bühnentoilette. Sie saß mit niedergeschlagenen Augen und stickte in ein Battisttuch eine Blumenkante.

Ein leises Geräusch kam aus dem anstoßenden Wohnzimmer, dessen Thür geöffnet war. Fräulein Durand erhob sich und ging dorthin. Kurt vernahm ein Gemurmel von Stimmen, doch konnte er nichts verstehen. Eine große Müdigkeit bemächtigte sich seiner und er entschlief wiederum.

Als er von Neuem erwachte, war es mit einem Gefühl wiederbelebter Kraft. Er wandte seinen Blick nach dem Lehnstuhl, dort saß noch die schöne Wärterin. Sie war im leisen Gespräch mit einem Herrn, der am Fußende des Bettes stand. Das Gemach aber war von dem matten Scheine einer Lampe mit großem grünen Schirme erhellt. Kurt richtete sich auf.

„Sehen Sie“, sagte der Herr, „das geht ja vortrefflich. Unser Patient scheint schon wieder aufstehen zu wollen!“ Dann ergriff er Kurt's Hand, fühlte den Puls und nickte zufrieden. „Haben Sie Appetit?“ fragte er.

„Wie ein Wolf“, versetzte Kurt.

Der Arzt lachte. „Das klingt ja beruhigend, lassen Sie Ihre Wunden einmal sehen! Alles gut“, fuhr er fort, nachdem er sich mit des Kranken Kopf und Arm beschäftigt, beide neu verbunden und abermals den Puls untersucht hatte. „Das Fieber hat Sie verlassen. Wenn Sie so fortfahren, lasse ich Sie schon in acht Tagen wieder aufs Pferd steigen. Langeweile werden Sie bis dahin hoffentlich nicht haben, dafür muß die Wärterin sorgen!“ Lachend empfahl er sich.

„Wer ist der Arzt? Ich kenne ihn nicht?“ fragte Kurt.

„Monsieur Garnier“, erwiderte die Dame.

„Garnier, der königliche Leibarzt?“

„Gewiß, der König hat ihn geschickt.“

„Ist der König ohne Verletzung davongekommen?“ fragte er hastig,

„Dank Ihrer Hülfe, ja. Ohne Sie wäre Seine Majestät und ich jetzt Asche. Ich schaudere noch bei dem Gedanken an dies Feuer!“

„Fräulein Durand“, sagte Kurt nach einigem Nachdenken ernsthaft, „ich sehe Sie hier an meinem Lager mit Gefühlen der Bewunderung und Dankbarkeit. Das Opfer, welches Sie mir durch diese edle Handlungsweise bringen, ist ein außerordentliches; aber bedenken Sie, was Sie thun. Eine Dame von Ihrer Schönheit, so allgemein beliebt, kann dergleichen nicht beginnen, ohne das allgemeine Gerede auf sich zu ziehen und . . .“

„Herr von Wiedenbrück“, unterbrach sie ihn mit demselben Ernste, die Hände auf dem Schooße gefaltet und das Köpfchen vorgebeugt, „ich sehe Sie hier auf Ihrem Lager mit Gefühlen der Bewunderung und der Dankbarkeit. Das Opfer, welches Sie mir durch Ihre edle Handlungsweise brachten, ist ein außerordentliches, aber bedenken Sie, was Sie thun! — Wenn Sie glauben, ich ließe mich wieder aus der Thür weisen, wie das erste Mal, wo Sie mich retteten, so irren Sie. Ich werde Sie pflegen, bis Sie keiner Pflege mehr bedürfen. Und das ist das letzte Wort, was über diese Angelegenheit gesprochen wird.“

„Es ist gut", entgegnete Kurt lächelnd, „ich muß der Gewalt wohl weichen." —

Es begannen für den Genesenden jetzt Tage voll eigenthümlichen Reizes. Schon die Genesung an sich war angenehm, denn dieser kräftigen Natur, welche Krankheit nie gekannt, in steter Thätigkeit und Bewegung zu leben gewohnt war, erschien diese weiche Ruhe, diese Sorgfalt, welche ihn umgab, seine eigene Passivität als eine Abwechselung von durchaus neuer und interessanter Art. Dazu kam noch die Art und Weise der ihm so romantisch gewidmeten Sorgfalt. Wohl mochte Kurt der fernen Hertha noch gedenken, die er so tief und leidenschaftlich geliebt, für die er Existenz, Erbe, seines Großvaters Liebe, selbst die Aussicht der Ehre geopfert hätte, und welche nicht einmal Zeit gefunden, ihm zu antworten, da ein geliebterer Mann all ihr Thun und Denken in Beschlag genommen. Wohl liebte er immer uoch die Kalte, Undankbare mit derselben alten Gluth, aber sie war von Bitterkeit, Selbsthohn und Entsagungsqual vergiftet. Hertha konnte fern sein, indeß die Fremde ihn mit der Zartheit äußerster Hingebung pflegte. Er konnte nicht umhin, mit unmerklich wachsendem Interesse den berühmten Liebling Cassels zu betrachten, welcher alle seine Triumphe ihm zu Füßen zu legen schien, indem er ihm diente. Diese graziöse Gestalt konnte unmöglich lange unsern Helden umgeben, ohne durch die Anmuth

ihrer Bewegungen, durch den freundlichen Strahl ihrer Augen seine Blicke auf sich zu ziehen, und wieder auf sich zu ziehen, bis derselbe dort zu haften sich gewöhnte und diese lieblichen Formen zu verlassen nicht mehr im Stande war.

Die ersten vier Tage und Nächte wich die Dame nicht von seinem Bett. Dann, als keine Gefahr eines Rückfalles mehr zu befürchten war, überließ sie die Nachtwache dem treuen Friedrich und begab sich selbst am Abend in die eigene Wohnung zurück. Am Morgen war sie aber wieder da, ihr Wärteramt zu versehen. Die Heilung Kurt's ging rasch von Statten. Am sechsten Tage nach dem Brande saß er bereits im Lehnstuhl, ein Tischchen vor sich. Fräulein Durand saß ihm gegenüber und Beide legten Patience.

„Dreimal werde ich die elf zu legen suchen", sagte sie. „Wenn es zweimal gelingt, geschieht so ziemlich, was ich wünsche. Gelingt es dreimal, so geschieht es vollständig, gelingt es nur einmal, — gar nicht!"

„Und wenn es gar nicht gelingt", erwiderte er. In diesem Augenblicke hörte man das Rollen eines Wagens, welcher am Hause vorfuhr.

„Einmal wird es glücken", entgegnete sie, „ein bischen Chance habe ich doch wohl."

Die Schritte mehrerer Männer wurden auf der Treppe hörbar, die Thür ward geöffnet und ein königlicher Lakai trat herein und meldete: „Seine Majestät."

Im nächsten Augenblicke erschien König Jerome im Zimmer.

Er trug die Uniform seiner Chasseurgarde, und darüber einen dunklen Pelz, welcher, vorn auseinander geschlagen, das Großkreuz des Ordens der westphälischen Krone, „en sautoir“ getragen, und noch einige kleinere Decorationen sehen ließ. Er näherte sich dem kranken Officier mit huldreichem Lächeln und einer gewissen nachlässigen Würde. Als er die Tänzerin bemerkte, welche, neben dem Lehnstuhl stehend, ihn mit unterthäniger Verneigung begrüßte, spielte ein satyrischer Zug um seinen Mund. Auch Kurt hatte sich erhoben und bemühte sich, trotz seiner Schwäche, eine militairische ehrfurchtsvolle Haltung anzunehmen.

„Bleiben Sie sitzen“, rief der König, „bleiben Sie sitzen“, und er drückte den Patienten in den Stuhl zurück. „Sie sollen sich schonen, mein Lieber, wir haben solche wackere Männer nie zu viel!“

„Sire“, entgegnete Kurt, „diese hohe Gnade . . .“

„Ich freue mich Ihres guten Herzens“, fuhr Jerome fort. „Ihr Name ist Wiedenbrück, nicht wahr?“ Der König brachte den Namen mit Mühe nur über die Zunge.

„Kurt von Wiedenbrück, Seconde-Lieutenant in Ew. Majestät Garde-Chevaulegers-Regiment.“

„Sonderbar“, sagte der König, „ich bin doch ein glücklicher Mann, da meine Feinde es der Mühe

für werth halten, ihr Leben für das meinige einzusetzen."

„Sire, Ihre Feinde?"

„Sind Sie nicht derselbe Wiedenbrück, welcher die Absicht hat, mich zu verlassen und in den Reihen der Engländer gegen mich zu kämpfen?"

Erschreckt blickte die Tänzerin bei dieser Wendung des Gesprächs den König an, während sie bis dahin mit niedergeschlagenen Augen dagestanden hatte. Doch ward sie durch das gutmüthige Lächeln, welches diese Frage begleitete, schnell beruhigt.

„Sire", entgegnete Kurt mit stolzem Tone, „ich bin ein Deutscher und ein Hannoveraner. Meine Landsleute sind auf Seiten der Engländer und mein Herz schlägt deutsch —"

„Ew. Majestät verzeihe", unterbrach ihn die Tänzerin rasch, „Herr von Wiedenbrück ist Patient und dieses Thema zu aufregend für ihn."

Der König runzelte die Stirn. „Sie sprechen schnell, Mademoiselle!" sagte er zu der Erblassenden.

„Monsieur de Wiedenbrück", wandte er sich dann ruhig zu Kurt, „ich kann Ihre Gefühle begreifen, denn auch ich habe ein Vaterland, welches ich liebe. Sie sollen unter meiner Regierung stets Freiheit haben, den Weg zu verfolgen, der Ihren Neigungen entspricht."

„Ew. Majestät", sagte Kurt nicht ohne Stocken, „sind der König eines deutschen Landes, und meine Neigungen

können keinen besseren Weg verfolgen, als den, welchen Ew. Majestät — glorreiche Regierung vorzeichnet."

„Pardieu, c'est bien dit", entgegnete der König. „Wolfradt sagte mir schon, daß Sie Ihre Absicht geändert, doch ich konnte es mir nicht denken. Woher der rasche Wechsel?"

Kurt schwieg eine Weile, dann glitt ein melancholisches Lächeln über sein Gesicht und er sagte: „Sire, ich bin jung — eine Herzensangelegenheit — ich bin noch jung, aber auch aufrichtig!"

Der König machte eine rasche Bewegung, ergriff einen Stuhl und setzte sich darauf. „Where there is a quarrel there is always a lady in the sake", sagte er mit ganz aufgehelltem Gesicht. Auch er war jung, und Kurt's Wesen, seine rückhaltslose Offenheit, seine frische Natur berührte sympathische Seiten seiner Seele. Er betrachtete Fräulein Durand von Kopf bis zu den Füßen und brach in ein helles, fröhliches Lachen aus. Sie aber stand mit einem glücklichen Lächeln da, denn das Wort „Herzensangelegenheit" klang ihr noch wie die süßeste Musik in den Ohren. Sie wußte ja nicht, daß es ihr nicht galt.

„Hole der Henker die Polizei", sagte der König in seiner gewöhnlichen nachlässigen Weise, „sie hat mir ein schönes Bild von Ihnen gemacht, Wiedenbrück, Sie sollten ein Mitglied einer weitverzweigten Verschwörung sein. — Schweigen Sie — ich brauche nichts

darüber zu hören. Ich wollte, diese Verschwörnng hätte noch mehr solche Mitglieder."

Dann stand er mit ernstem Gesicht auf, nahm eine Decoration von seiner Brust und heftete sie auf Kurt's Rock fest. „Nehmen Sie dies als die erste Gabe Ihres Königs. Sie, Fräulein Durand, haften mir für die gute Pflege des neuen Ritters meiner westphälischen Krone!" Und mit gütigem Kopfnicken schied er.

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen, rief die Tänzerin mit geröthetem Gesicht: „So sind die Könige, der verkörperte Egoismus! Wie, hatte er denn mit seinem Lebensretter nichts Besseres zu sprechen, als ihm unangenehme Dinge vorzuhalten? Nicht im Geringsten beachtete er, daß er einen Kranken vor sich hatte. Das ist echt königlich, so sind die großen Herren alle. Es ist eine Ehre für uns, wenn wir unser Leben für sie wagen, von ihnen ist's aber eine Gnade, wenn sie es sich gefallen lassen. Was hat er Ihnen da gegeben? Zeigen Sie doch!"

„Es ist das Ritterkreuz der westphälischen Krone", erwiderte Kurt, ihr den Orden reichend. Er bemerkte sehr gut, daß die aufgebrachte Rede der Tänzerin aus ihrem Bestreben entstand, ihre Verlegenheit zu verbergen, eine doppelte Verlegenheit, da die Erinnerung ihres Verhältnisses zu dem Könige und der neu auftauchende Glaube, Kurt habe ihretwegen seine früheren Pläne aufgegeben, sie gleichzeitig erfüllten.

„Charakter und Aufrichtigkeit“, las sie mit höchst lächerlichem Accente, indem sie den Orden betrachtete, auf welchem diese Worte in Emaille geschrieben standen. „Mais c'est affreux! Was bedeutet das, Charakter und Aufrichtigkeit?“

Kurt übersetzte ihr die Worte. „Allerdings sehr wünschenswerthe Eigenschaften, die unser guter König wohl recht selten findet“, sagte sie, „mais tout de même. Ein hübsches Joujou. Sehen Sie diese vielen kleinen Thiere, Monsieur? Ein Adler, ein Pferd, ein Löwe und sofort! — Wissen Sie, was der Kaiser gesagt hat, als ihm Jerome, unser hochzuverehrender Monarch, das Großkreuz dieses Ordens überreichen ließ? „Es ist eine schöne Sammlung von Bestien“, rief er, und wollte sich ausschütten vor Lachen.“

„Es ist nicht sehr politisch gehandelt vom Kaiser, daß er seinen Bruder lächerlich macht.“

„Möglich“, versetzte sie. „Ich verstehe nichts von der Politik, aber es ist doch amusant.“

Der König war inzwischen in seinen Wagen gestiegen nnd hatte zum Flügeladjutanten Baron von Lepel gesagt: „Ein charmanter Mensch, dieser Lieutenant von Wiedenbrück.“

„Ich habe ihn vielfach schon einen ganz ausgezeichneten Officier nennen hören“, entgegnete der Adjutant, welcher von Kurt's Existenz heute zuerst etwas vernahm.

Am Tage darauf, als der Gegenstand dieses Lobes in tiefes Sinnen versunken ruhte, legte Fräulein Durand, ebenfalls mit ihren Gedanken sehr beschäftigt, allein für sich Patience, ohne ihren Patienten ferner zu unterhalten, aber ohne auch sehr auf den Verlauf ihres Spieles zu achten. In das Herz der Schönen war ein scharfer Liebespfeil gedrungen, der mehr und mehr seinen Wiederhaken fühlen ließ. Zuerst ein ungeduldiges Verlangen, welches durch Kurt's stolze Zurückhaltung zu brennender Leidenschaft gesteigert war, dann eine ruhigere, aber tiefere Empfindung, welche in der näheren Bekanntschaft mit dem schönen jungen Manne Wurzel geschlagen, welcher ihr das Leben gerettet hatte. Nun endlich war durch des Königs Entdeckung und Kurt's scheinbare Herzensoffenbarung ihre Neigung, die ruhig brennende Flamme durch neuen Luftzug in Bewegung gesetzt. Doch sie harrte umsonst auf eine weitere Erklärung des Geliebten, und während ihre hastig bewegten Finger die Karten hin und her warfen, suchte ihr scheu auf Kurt hinüberschweifender Blick vergeblich in diesen träumerischen Augen auch nur einen Strahl der Leidenschaft zu entdecken, welche sie selbst verzehrte.

Dennoch durchzogen die Seele des neuen Ritters der westphälischen Krone Gedanken, welche ihren Absichten und Hoffnungen nicht ungünstig waren. Der Besuch des Königs hatte den letzten Rest von Begeiste-

rung für seinen ursprünglichen Plan, in die englische Legion einzutreten, zerstört. Nicht, als hätte blos eine thörichte Eitelkeit ihn hingerissen, aber die freisinnige und großmüthige Anschauung König Jerome's hatte viele der Anschauungen zerstört, welche Kurt noch bis dahin genährt hatte und Pläne anderer Art in ihm erweckt. Wer wollte es dem jungen Officier noch verdenken, wenn in einer Zeit, wo den bedächtigsten Männern, Häuptern, in der Politik ergraut, der Glanz des Napoleonischen Namens Schwindel erregte und in einer Epoche nationaler Zerfahrenheit in dem Jünglinge und Krieger der Glaube, auch unter Napoleonischem Scepter könne sein Vaterland groß und glücklich sein, lebendig ward? Daß König Jerome das Gute wollte für sein junges Königreich, das hatte Kurt nie bezweifelt; daß er das Gute auch herbeizuführen wisse, das, meinte er, hänge hauptsächlich von dem guten Willen und der Thätigkeit der Unterthanen ab, und zu diesen guten Unterthanen zu gehören, dazu hatte ihm das Benehmen des Königs große Lust gemacht.

Doch nicht allein politische Ueberlegungen waren es, welche ihn nun zum guten Westphalen machten. Er hatte nichts Unwahres gesagt, als er dem Könige erwiderte, eine Herzensangelegenheit habe seinen Plan geändert. Sein Mißbehagen an Hertha's Benehmen war durch ihr beharrliches Schweigen und

durch des Großvaters weitere Briefe fortwährend gesteigert, denn dieselben stellten Hertha's Verlobung mit dem processirenden Vetter in immer bestimmtere Aussicht. Kurt war der Herzensenttäuschung, des Unglücks, welches ihn verfolgte, und der Entbehrungen, mit denen ihn die Zukunft bedrohte, müde. Auf der einen Seite stand die stolze Cousine, die ihm schon einmal aus Vaterlandsliebe ihre Liebe versagt hatte und ihn nun so leichten Muthes verlassen hatte. Zugleich erschien ihm seine Betheiligung am Kampfe gegen den corsischen Riesen mit jedem Tage mehr als Don-Quixoterie. Auf der anderen Seite stand eine geachtete Stellung, welche ihm jetzt noch ganz besondere Aussichten eröffnete, und bequemen Genuß aller der Dinge, welche einem jungen lebensvollen Manne süß erscheinen.

Dennoch war dies ehrliche deutsche Herz ihm selber unbewußt, noch so mit treuer Liebe für Hertha erfüllt, daß es nur eines Blickes aus ihren innigen Augen bedurft hätte, nur eine Locke aus ihren blonden Flechten, um ihn selbst jetzt noch über Meer und Land zu ziehen.

Aber ach, diese Augen, diese Locken retteten ihn nicht, gaben ihn sich nicht selbst mehr zurück, und anstatt dessen umgaukelte ihn die sinnenbethörende Gestalt der schönen Französin.

„Es ist doch sonderbar“, sagte Kurt, sein langes

Schweigen brechend, „daß mit einem Male so viele vornehme Leute an meinem Befinden Antheil nehmen, die Visitenkarten des halben Hofes habe ich hier auf meinem Tische. Kennen Sie diese Leute alle, Mademoiselle? Sehen Sie doch: Graf Bocholtz, conseiller d'état. Marseille Laflèche, maître des cérémonies, introducteur des Ambassadeurs. Ferner Graf von Pappenheim, premier Chambellan, Graf von Löwenstein-Wertheim und der Freiherr von Scheele, beide gleichfalls Kammerherren. Was wollen diese Leute? Ist die Welt verrückt geworden?"

„Ich denke, sie ist eben immer verrückt gewesen", entgegnete Fräulein Durand. „Diese Visitenkarten dürfen Sie doch nicht wundern. Der König ist gestern hier gewesen, die feine Nase der Hofleute wittert einen neuen Günstling. So ist der Hof! Ein Barometer, welcher die Wärme oder Kälte des Herrn anzeigt, eine Wetterfahne für jeden gnädigen oder ungnädigen Wind. Dieselben Leute, welche Ihnen heute Aufmerksamkeiten erweisen, treten Sie morgen ganz vergnügt mit Füßen, wenn es ihnen vortheilhaft scheint. Das Benehmen eines Hofes ist die beste Predigt über die menschliche Nichtswürdigkeit."

Kurt lachte. „Welche Philosophie, meine schöne Pflegerin. Lernt man die am Theater?"

„Ueberall lernt man die menschliche Nichtswürdigkeit kennen", entgegnete sie, „und über sie philosophirt

Jeder, welcher sie empfinden mußte. Wer aber empfände sie nicht?"

„Meiner Treu", sagte Kurt, „ich glaube dennoch an gute, edle, liebenswürdige Menschen. Ich habe ein zu schönes Beispiel vor Augen!"

Er stützte den Kopf auf den rechten Arm und sah der Tänzerin voll in die Augen, mit dem Ausdruck lebhaften und zärtlichen Gefühls.

Eine Bewegung, gleich einem Zittern, überflog ihren ganzen Körper, als ihr Blick dem seinen begegnete. Sie erhob sich von ihrem Sitze, durchschritt zweimal das Zimmer, ohne ein Wort zu erwidern, und blieb dann vor dem Sopha stehen, auf welchem Kurt seine bequeme Reconvalescentenlage behauptete. Die Dämmerung war schon hereingebrochen und umgab alle Gegenstände mit einem ungewissen Schimmer, welcher durch das rothe Licht des Kamins den Ausdruck der Bequemlichkeit und jenen verführerischen Zauber erhielt, den alle bösen und guten Genien lieben, die dem grellen Lichte abhold sind.

Das locker zurückgekämmte Haar der Tänzerin war auf der linken Seite losgegangen und auf die Schulter herabgefallen, deren glänzende Weiße den feinen Battist beschämte, welcher den Saum des ausgeschnittenen Kleides einfaßte. Ihre Wangen waren etwas bleich und ihre Augenlider von der letzten in Nachdenken unruhig und schlaflos hingebrachten Nacht geröthet.

Sie sah ungemein reizend aus, und Kurt's Pulse schlugen heute zum ersten Male rascher, als sonst bei diesem lieblichen Anblick.

„Liebenswürdigkeit", sagte sie seufzend. „Ein ganz niedliches Wort, aber ungemein verbraucht. Die großen Heerstraßen der Unterhaltung sind damit gepflastert."

„Ach!" entgegnete Kurt, „ich bin ein Freund der Heerstraßen geworden, was sollen wir auf den steinigen Nebenpfaden?"

Dies Wort war ein nur zu getreuer Ausdruck der wirklichen Empfindungen des jungen Mannes. Er war es in der That müde, nach so mannigfachen Enttäuschungen den steinigen, dornigen Pfad weiter zu verfolgen, auf dem er allein hätte wandeln müssen. Doch die Dame konnte seine Gedanken unmöglich errathen. Unbekannt mit seinen früheren Plänen und seiner unglücklichen Liebe für Hertha, wußte sie diesen Worten keinen Sinn zu geben. Hätte sie es gekonnt, ihre Illusionen würden einen harten Stoß erlitten haben.

„Pardieu", sagte sie hastig, „ich habe noch keinen Deutschen gekannt, der nicht unter hundert Worten zehn gesagt hätte, die kein Mensch verstand, und er selbst vermuthlich auch nicht."

„Zürnen Sie darum nicht, Mademoiselle", sagte er, „wir sind ein träumerisches Volk, und oft geben wir ein Stichwort, welches nur für die — stummen

Personen unserer Träume gilt. Es ist zwar nicht hübsch gehandelt gegen die Personen um uns, welche Fleisch und Blut haben, aber — so sind wir einmal."

„Und so träumen Sie also bloß, wenn ich mit Ihnen spreche?" fragte sie schmollend.

„Ist das so unnatürlich?" entgegnete er scherzend. „Sind Sie nicht eine Erscheinung, die mehr einem glücklichen Traume gleicht, als der Wirklichkeit? Und doch werde ich belehrt, daß die Wirklichkeit entzückender sein kann, als die kühnste Phantasie malen könnte. Wo wäre die Einbildungskraft zu finden, welche eine Antonie Durand hervorzauberte?"

Sie lachte. „Mein Bär aus dem Norden, welcher Complimente macht!" rief sie. „Schwer wie Granitblöcke kommen sie herangewälzt, diese schönen Wendungen! — Was spielen Sie mit Phantasieen, Traum und Wirklichkeit? Ein armes Mädchen bin ich, täglich im Theater zu sehen, und das Beste an mir ist vielleicht, daß ich eine leidliche Krankenpflegerin bin."

„Was ich dankbar erkenne." Kurt hatte ihre Hand ergriffen und einen Kuß darauf gedrückt. Seine Lippen brannten auf ihrer Haut und dem leichten Zuge seines Armes folgend, setzte sie sich neben ihm auf das Sopha nieder.

„Haben Ihre Schmerzen Sie gänzlich verlassen?“ fragte sie in einiger Verwirrung.

„Die Schmerzen am Kopfe und Arme wohl, aber ich fühle nun andere Schmerzen“, erwiderte er leise. „Meine Wärterin hat dort geheilt, und hier verwundet.“ Er legte die Hand auf das Herz.

„Gewiß nicht tief“, sagte sie leichthin. „Wie die Schramme einer Nadel etwa, oder der Stich einer Mücke.“

„Ich weiß doch nicht“, versetzte er, und drückte ihre Hand, die er noch immer gefangen hielt. „Ich glaube, mein Herz ist ganz durchbohrt, durchschossen von einem braunen Auge.“

„Ein Pflaster darauf!“ sagte sie lächelnd. „Es würden wohl schöne Dinge zu Tage kommen, wenn man da hineinsähe.“

„Nur ein reizendes Bild“, erwiderte er, „nur ein einziges, aber schön.“

„Mit flachsgelbem Haar und rothen Wangen, und den schönen blauen Augen, die mit den blauen Vergißmeinnicht zusammen in der deutschen Wildniß aufwachsen.“

„Mit blondem Haar“, entgegnete er und legte seinen Arm um ihre schlanke Taille, „mit blondem Haar und braunen Augen. Das Portrait des Lieblings von Cassel, der lieblichsten Tochter Frankreichs.“

„Genug, mein Herr“, sie versuchte sich seinem Arme zu entwinden, „genug, mein Herr! Sie scheinen

wieder einmal zu träumen, und dies Mal nicht ganz ohne Gefahr für mich!"

„So hassen Sie mich, Antonie?" rief er mit schmerzlichem Tone.

„Hassen?" Sie blickte ihn lange an. „Nein! — Nein!" wiederholte sie, und das zärtlichste Feuer brannte in ihren Augen, „nein, Freund", — sie stockte und vollendete nicht. Dann plötzlich warf sie sich an seine Brust, ihre Arme schlangen sich fest um seinen Hals. Die Lippen berührten sich, sie flüsterte: „Ich liebe Dich!"

Vierzehntes Capitel.

Nachdem der zukünftige Schwager seiner Mutter Haus verlassen, war Heinrich Wiedenbrück abgereist, um mit seinem Lehnsvetter, dem alten Baron, persönlich in Unterhandlung, betreffs Beilegung des Processes, zu treten. Sein Chef, der Buchhändler Hahn, hatte ihm Urlaub ertheilt, und vom geheimen Comittee in Hannover waren ihm Briefe mitgegeben worden, um auch in jener Gegend für die Sache der Befreiung zu werben.

Eine Stunde von Burg Wiedenbrück etwa lebte in jenen Tagen ein alter, schon seit den Revolutions-Kriegen pensionirter Officier, Lieutenant Kollmann, auf einem kleinen Besitzthume mit einer noch älteren Schwester in spärlichen Verhältnissen. Diesen hatte man in Hannover ausersehen, in jener Gegend die Bewegung zu leiten, und Heinrich, den sein Weg vorbeiführte, säumte nicht, sich sofort seines Auftrages zu entledigen. Er fand einen alten Mann mit grauen Haaren, der eben beschäftigt war, seine Schwester in der Handthierung des Butterfasses zu unterstützen.

Beide waren in wenig präsentabler Toilette. Er trug eine grüngestrickte wollene Jacke und manchesterne Kniehosen, sie war in einem Morgenhabit von sehr zweifelhafter Farbe, Mütze und Holzpantoffeln. Nachdem sich Heinrich zu erkennen gegeben, wurde der alte Mann überaus freundlich und nöthigte den Gast in die Stube, während die Schwester offenbar wenig befriedigt über diesen Besuch war. Heinrich konnte durch die schlecht schließende Thür draußen auf dem Flur sehr deutlich eine heftige Debatte hören, in welcher der alte Lieutenant eine Flasche Wein aus dem Keller haben wollte, seine Schwester indeß hartnäckig den Schlüssel verweigerte. „Alfanzerei!“ rief sie, „Du sollst mit solchen Leuten nichts zu thun haben. Ueberlaß das Verschwören nur Leuten, die mehr Geld haben wie wir Beide.“

„Aber Babette“, tönte des Lieutenants Stimme, „es ist ein naher Verwandter vom alten Baron.“

„Hat er nicht einen vollen Bart?“ rief die Dame. „Du machst mir nichts weiß, David. Der alte Baron hat keine solche Verwandte, der ist schlauer wie Du. Und wenn er zum Baron reisen will, so mag er sich von dessen Wein einschenken lassen, von mir bekommt er keinen Tropfen.“

Nach geraumer Weile trat Kollmann wieder herein, auf einem hölzernen Präsentirbrett zwei Gläser Buttermilch tragend. Er entschuldigte, offenbar ver-

legen, daß seine Schwester den Kellerschlüssel verlegt habe und lief dann wieder hinaus, seine Brille zu suchen, um den Brief zu lesen, welchen ihm Heinrich überbracht hatte.

Wieder verstrich eine Weile, bis Fräulein Kollmann in besserer Toilette hereinstürzte und ihren auf dem Tische stehenden Nähkorb um und um wühlte, bis es ihr endlich gelang, den vermißten Gegenstand zu entdecken. Während ihr Bruder die Brille auf der äußersten Nasenspitze und das Papier fast eine Elle von sich abhaltend, an das Fenster trat, um seinen Inhalt zu entziffern, wandte sich Heinrich an die Dame und entschuldigte, so artig er konnte, die Störung.

„Ach, mein Herr“, antwortete sie, jetzt auch freundlicher, „Sie glauben nicht, in welcher Angst ich immer lebe. Außer diesem Häuschen ist unser einzige Einnahme eine Pension von neunzig Thalern, welche uns jetzt die Casseler Regierung auszahlt.“

„Babette“, unterbrach sie Kollmann, über die Brille wegsehend, in leisem, bittenden Ton.

„Laß mich ausreden, David“, sagte sie, „wenn der Herr nach Burg Wiedenbrück fährt, werden ihm andere Leute dasselbe doch erzählen. Schon seit Anfang an ist David der Regierung verdächtig, denn er kann durchaus den Mund nicht halten und jedem hergelaufenen Narren schüttet er sein Herz aus.“

„Babette!“ wiederholte der Bruder jetzt lauter.

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich meinte Sie natürlich nicht. Neulich noch, im Mai —"

„Am vierten Juni war es, Babette", schaltete Kollmann ein.

„Na, meinetwegen auch im Juni, als verschiedene Leute in der Haidschenke ein Essen hielten, dem Geburtstage König Georgs zu Ehren, — vernünftige Leute wie Ihr Herr Oheim und der Justiziar Rehbock gingen natürlich nicht hin, — war David wieder der Erste an der Spritze, und als die Gensdarmen kamen und die Gesellschaft auseinander jagten, war er der Letzte, der ging. Ich hatte ihn so viel gebeten, es zu lassen, er hatte mir's auch heilig versprochen, aber kaum drehte ich ihm den Rücken, war er doch weg gewipst. Na, es kam richtig so, wie ich gesagt hatte. Schon Tags darauf erschien ein Gensdarm und brachte uns einen Brief; darin stand es. Sie drohten David, ihm das nächste Mal die Pension wegzunehmen. Nun muß man noch auf seine alten Tage in steter Sorge —"

Kollmann hatte inzwischen mühsam seine Lection vollendet, nahm bedächtig seine Brille ab und wischte sich die Augen. Dann nöthigte er Heinrich, der sich zum Abschied erhoben, wieder zum Sitzen. „Glauben Sie ihr's nicht, sie liebt den König Georg eben so gut wie ich", sagte er.

„Ich wüßte wenig Grund für Dich, ihn zu lieben",

fuhr die Schwester fort, „ihn, der Dich zwanzig Jahr hat Lieutenant bleiben lassen und dann verabschiedet hat, ohne Dich zum Hauptmann zu machen, während Deine Kameraden —“

„Glauben Sie Babette nicht, Herr von Wiedenbrück“, unterbrach sie Kollmann und zwinkerte schlau mit den Augen. „Wenn irgend Jemand den König Georg liebt, so ist sie es. Als er vor vierzig Jahren nach Hannover fuhr —“

„David schwatz' nicht so ungereimtes Zeug, ich bitte Dich“, rief die Dame.

„Als der König vor vierzig Jahren nach Hannover fuhr, wurde er an der Amtsgrenze mit Musik und Gesang empfangen und Babette war unter den weißen Jungfrauen, die ihn beknixten. Der König stieg aus. Mein seliger Vater war nämlich Amtsschreiber hier und so mußte Babette das Gedicht hersagen, weil des Amtmanns Tochter vor lauter Angst krank geworden war, und Seine Majestät gab ihr einen Kuß und sagte zu seinem Adjutanten ganz laut, daß Alle es hörten: „A fine girl!“ was auf deutsch so viel heißt als: In meinem Leben habe ich ein so schönes Mädchen nicht gesehen.“

„Dummes Zeug“, rief Babette, unverkennbar jedoch erheitert durch diese Jugend-Erinnerung. Kollmann aber blinzelte triumphirend seinem Gaste zu.

Durch einige Artigkeiten, welche Heinrich jetzt der Dame gegenüber, sowohl über die erzählte Geschichte,

als über die Nettigkeit des Hauses und seiner Lage gelangen, wußte er diese so zu seinen Gunsten umzustimmen, daß das Fräulein mit der Erklärung, sich noch einmal nach dem Kellerschlüssel umzusehen, das Stübchen verließ.

Kollmann rieb sich vergnügt die Hände. Hier sei der Boden schon sehr günstig vorbereitet, meinte er, zumal durch die vielen althannoverschen Invaliden in der Gegend, unter denen er den Hofmeister Gödeke in Burg Wiedenbrück als den vorzüglichsten rühmte, als „gleichsam meinen Adjutanten“, wie er sich ausdrückte. Alle waffenfähigen Männer würden ihm folgen, versicherte er. Daß man ihnen Gewehre schicken wolle, sei daher sehr gut, denn die Mehrzahl der Leute hier haben keine Schußwaffen und müssen eben zu Sensen und Grepen, das heißt Mistgabeln greifen. Es gehe auch so. Nur lieber heute als morgen. Mit Gödeke wolle er's schon verabreden, wo sie die Waffen verstecken könnten. „Aber“, schloß er in geheimnißvollem Ton, „wenn es was nützen soll, dann muß es bald geschehen. Ich habe ganz sichere und geheime Nachrichten durch den Herrn Justiziar Ihres Herrn Vetters, einem sehr politischen Kopf, der immer die neuesten Nachrichten hat. Der russische Kaiser hat an den Bonaparte einen Brief geschrieben, gleich nachdem der seinen Schwager, den Oldenburger Herzog, vertrieben hat; dem solle er binnen drei Tagen sein Land zurück-

geben. In Spanien geht die Sache jetzt sehr bös für die Herrn Franzosen zu und Bonaparte hat sofort nach Moskau retour geschrieben, er wolle dem Oldenburger dafür das Land des Großtürken geben. Alexander hat aber nicht gewollt und seine Soldaten gleich marschiren lassen. Das ist nun acht Tage her, sie müssen jetzt mindestens schon bei Berlin sein. Die Franzosen in Bremen und Verden haben auch schon Marschordre, das weiß ich von Herr Hirsch, der ihnen die Fourage liefert. Kurz, es dauert nicht so lange" — er schlug mit der Hand ein Schnippchen — „und, na wir verstehen uns — ich sage nichts weiter."

Die ganze Scene, welche Heinrich hier erlebt, mußte ihm das ohnehin für einen Agitator allzu weiche Herz bedeutend erschweren. Mit solch alten, halb kindischen Leuten an der Spitze, mit ungeordneten, unbewaffneten Bauernhaufen den Kampf gegen die für alle Heere Europas unbezwingbaren Legionen Frankreichs aufnehmen, schien ihm ein Unternehmen, was nach menschlicher Berechnung einen trüben Ausgang nur zu sehr vermuthen ließ.

Er vermied ein politisches Dispüt, beschwor, so gut er in seiner Stellung konnte, den alten Soldaten, alle unvorsichtigen Reden zu unterlassen, und dem überreichten Briefe gemäß, nie ohne Weisung von Hannover den geringsten Schritt der Auflehnung gegen die Fremdherrschaft zu versuchen. Kollmann versprach

dies und als seine Schwester mit der Weinflasche zurückkehrte, sorgte Heinrich, daß dieselbe nicht erst entkorkt wurde. Er bestärkte Fräulein Babette in ihrem Bestreben, ihren Bruder zur Mäßigung zu mahnen und schied von den Beiden, den Eindruck eines ebenso hochherzigen, wie liebenswürdigen jungen Mannes zurücklassend.

Die Gesellschaft in Burg Wiedenbrück hatte sich, seit Kurt sie verlassen, um die französische Einquartierung vermindert. Dagegen traf Heinrich einen andern Besuch an, der eben durch den seinigen veranlaßt war, den schon mehr erwähnten Justiziar Rehbock.

Der ehemalige Patrimonialrichter von Burg Wiedenbrück, jetzt nach Aufhebung der alten Gerichtsverfassung Advocat und Notar im benachbarten Flecken, war ein Mann mittlerer Größe mit semmelblonden Haaren und freundlichem, von Sommersprossen bedeckten Gesichte. Er hatte eine zahlreiche Familie und eine knappe Einnahme, trotzdem war sein Anzug stets sauber, sein Wesen gegen Jedermann sanft und ohne jene Verbitterung, wie Noth und Entbehrung sie häufig nicht nur im Gemüthe erzeugen, sondern auch dem äußern Erscheinen des Menschen aufdrücken. Er war zu Wiedenbrück für Alle stets ein gern gesehener Gast. Außer dem Eifer, den er für die Geschäfte des alten Barons an den Tag legte, war er demselben unent-

behrlich, sowohl durch die Geduld und Ruhe, mit der er seine oft schnöde Behandlung ertrug, als durch das unveränderte Interesse, welches er für dessen alte Hofgeschichten an den Tag legte. Er besorgte Mamsell Keller neue Recepte, der Frau von Buchholtz Erbauungsschriften, ihrer Tochter englische Zeitungen und selbst in der Familie des Hofmeisters Gödeke wußte er sich angenehm zu machen, indem er den Buben Spielsachen klebte und schnitzte und sich mit Frau Gödeke gern über Kindererziehung und Milchbereitung unterhielt. Rehbock hatte dem alten Baron zu dem Vergleiche gerathen und auf Weisung desselben die Einladung an Heinrich schreiben müssen.

Da die Ankunft des Prätendenten bevorstand, war der Alte, ohnehin durch Podagra-Anfälle nicht heiter gestimmt, besonders übellaunig. „Er ist ein unbrauchbarer Esel, Rehbock“, sagte er. „Ich wollte, ich hätte seinen einfältigen Rath nie gesucht, dann hätten wir nicht diesen inopportunen Rotürier auf dem Halse. Wie mußte nur der Teufel ihn dazu reiten?“

Rehbock, welcher recht gut wußte, daß der Alte nur nach Grund suche, für den Fall des Mißlingens der Unterhandlungen an ihm seinen Aerger auslassen zu können, hütete sich wohl, die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit dieser Maßregel noch einmal vorzuführen, sondern entgegnete bloß: „Eh man sich auf Gewisses einließe, Herr Baron, wäre es vielleicht ganz

zweckdienlich, noch einmat ein Gutachten von einer juristischen Fakultät —"

„Bleib Er mir mit seinen Fatuitäten vom Leibe", herrschte ihn der Baron an. La loi est une robe d'or couverte d'une broderie de merde. Ich habe an einem Rechtsverdreher genug."

Herr Rehbock erwiderte, er hoffe und glaube, der junge Repräsentant der Gegenpartei werde mit bescheidenen Ansprüchen auftreten.

„Wenn Er wirklich so einfältig ist, das zu glauben, thut Er mir aufrichtig leid. Und quand même, mir ist die Begegnung mit solchen Leuten, Demagogen und Unzufriedenen überhaupt schon fatal."

Als der Advokat sich darauf erbot, allein die Unterhandlungen zu leiten, wurde der Alte wieder grob und behauptete, Rehbock's Hirn beginne schwach zu werden.

Mamsell Keller, welche an des Streites Entwicklung selbst den größten Antheil nahm, stellte jetzt den Antrag, das Silberzeug zu verstecken und dem Ankömmling durch einfache Kost eine bescheidene Meinung vom Wohlstande des Hauses beizubringen. Aber auch sie hatte kein Glück mit ihrem Vorschlage. Sie möge ihre Nase nicht in Dinge stecken, welche sie nichts angingen, sagte er und fügte boshaft hinzu: „Ich sollte denken, Sie hätte mit Ihren französischen Kohlsuppen genug, Mamsell?"

Ehe indeß wirklich Heinrichs Ankunft erfolgte,

wurde der Gedanke des alten Barons durch ein uns sehr bekanntes Ereigniß gänzlich auf andere Dinge gelenkt. Der Baron erhielt aus Cassel die Nachricht vom Abschiedsgesuche seines Enkels und bald darauf, nachdem zuvor schon Mamsell Keller Hertha und ihre Mutter der Mitschuld angeklagt hatte, durch Herrn Rehbock eine Abschrift der sämmtlichen aufgefangenen Briefe Kurt's an Hertha und die Mittheilung, daß dieser verdächtig sei, mit britischen Werbern in Verbindung zu stehen und in die englisch-deutsche Legion eintreten zu wollen.

Der Alte war außer sich vor Wuth und wollte sofort seine Nichte und deren Tochter aus dem Hause jagen. An diesem Vorhaben hinderte ihn jedoch der zufällig hinzugekommene Pfarrer, weniger mit Gründen der Menschlichkeit, — er wußte, daß solche gegen den aufs Höchste aufgebrachten alten Herrn wenig verschlagen würden — als, indem er ihm vorhielt, daß die Beiden bei all ihrer Armuth doch niemals einen Finger rühren würden, seinen Enkel für Hertha zu „kapern", wie der Baron sich ausdrückte, und dann noch eindringlicher mit der ausgesprochenen Ueberzeugung, daß ein derartiges Vorgehen bei Kurt's Charakter grade dazu beitragen würde, dasjenige herbeizuführen, was der Baron verhindern wollte, nämlich eine Verbindung Kurt's mit Hertha.

Der Alte änderte daher seinen Plan; er drohte,

Mamsell Keller zu entlassen, wenn sie eine Silbe von dem Gehörten seiner Nichte verriethe. Und um jeden ferneren Zusammenhang der jungen Leute mit einander zu verhindern, erbot sich Rehbock, welcher mit dem Posthalter der nächsten Station verschwägert war, etwaige Briefe Hertha's nach Cassel auffangen zu lassen. Es handelte sich aber noch darum, die schlimmen Folgen des Abschiedsgesuchs womöglich von Kurt abzuwenden, und deshalb dictirte der Baron einen Brief an seinen alten Braunschweiger Bekannten, den jetzigen Minister Wolfradt. Dann aber mußte er sich, ganz erschöpft von Aufregung, zu Bette bringen lassen und dasselbe mehrere Tage hüten; diesen Stoß, welchen seine liebsten Hoffnungen erlitten hatten, schien er erst gar nicht verwinden zu können.

Mitten in diese Verwirrung fiel die Ankunft Heinrichs, welcher nun durch die Krankheit des Alten genöthigt wurde, sehr gegen die ursprüngliche Absicht seinen Aufenthalt in Burg Wiedenbrück auszudehnen. Freilich gefiel ihm diese Verzögerung seiner Geschäfte nach kurzer Bekanntschaft mit Hertha sehr gut, und daß dies der Fall war, hatte wiederum auf das Befinden des Alten einen erheblichen Einfluß. Denn, als er an seinem Krankenbette erfuhr, daß Heinrich sich in der Gesellschaft Hertha's und ihrer Mutter sehr glücklich zu fühlen scheine, beseelte ihn plötzlich eine neue erheiternde Idee. Er wurde auf einmal wieder

munter, rieb sich die mageren Hände und ließ sich Schreibzeug an das Bett bringen. Dann schrieb er jenen Brief an Kurt, welcher diesem so trübe Stunden bereitet hatte und Ursache geworden war, dem Wesen zu entsagen, welches der eigentliche Leitstern seines Lebens war.

Nach Verlauf weniger Tage reiste indeß Heinrich wieder ab, er hatte sowohl von seinem Chef, als auch vom Geheimbunde Aufträge, welche ihn nach Hamburg und Bremen wiesen. Da durch die Ungewißheit, wie Unsicherheit, welche die Competenz aller Gerichte in Folge der Abtretung des nordwestlichen Königreichs Westphalen an das Empire erlangt hatte, doch vorerst kein Fortschreiten des Processes zu gewärtigen war, willigte Heinrich in eine vorläufige Sistirung desselben. Erst nach zwei Monaten kehrte er nach Burg Wiedenbrück zurück. Es war Frühling geworden, Veilchen und Primeln blühten und in den tief in den Schloßgraben niederhängenden Zweigen der Linden sangen die Nachtigallen. Heinrich konnte seinen alten Verwandten diesmal in besserer Laune finden, als er lange zuvor besessen hatte. Die Nachrichten aus Cassel waren in das grade Gegentheil umgeschlagen. Sein Enkel galt bald für den neuen Stern des lustigen Hofes, er stieg auf der Leiter der Fürstengunst von Stufe zu Stufe, und die einzige Sorge des Alten schien, sein Enkel möchte, der verschwenderischen Huld seines

Monarchen gegenüber, aus verkehrtem Stolz in noch verkehrtere Bescheidenheit gerathen und die dargebotenen Gnadenbezeugungen verweigern.

Die Stimmung der Damen dagegen war eine überaus trübe.

„So ist denn unser Loos hier ein recht trauriges“, sagte Hertha, ihrem vor wenig Stunden angekommenen Verwandten gegenüber am Erkerfenster im Zimmer ihrer Mutter sitzend, indem sie das stolze Haupt mit den reichen blonden Locken schüttelte und die strahlenden Augen, von einer zerdrückten Thräne umflort, niedersenkte. „In dem allgemeinen Elende des Vaterlandes sollten wir freilich den eigenen besonderen Schmerz vergessen, aber wir Frauen sind schwache Geschöpfe. Die Einsamkeit thut nicht wohl, und — ich bin recht allein.“

Es war das Ergebniß eines lange, tief empfundenen Schmerzes, daß das junge Mädchen von so entschiedenem und unabhängigen Charakter sich zu einem solchen Geständniß herbeiließ. Freilich hatte sie die letzten Worte nur halblaut und gleichsam zu sich selbst gesprochen und vielleicht bereute sie schon, was sie gesagt, aber es war geschehen und blieb nicht ohne Einfluß auf ihren Verwandten. Das Geständniß der Einsamkeit von schönen Lippen hat für den Mann einen besonderen Reiz, für Heinrich zumal waren diese Worte von süßem, lange nachzitternden Klange.

„Wir müssen auf die Zukunft hoffen“, sagte er. „Es ist nicht möglich, daß Gott das theure Land unserer Väter lange in solcher Unterdrückung läßt. Ist es denn nicht ein tröstlicher Gedanke, daß mit der Erhebung Deutschlands auch die Verhältnisse unserer Familie sich günstiger für Sie selbst gestalten werden? Die Rückkehr Ihres Bruders wird Ihnen die entbehrte Stütze geben, die jetzige trübe Zeit Ihnen aber als ein Traum erscheinen, welcher die frohe Gegenwart um so heiterer genießen läßt.“

Hertha lächelte schmerzlich. „Freuen wir uns dieser schönen Zukunft nicht zu früh. Die Hoffnung ist eine trügerische Göttin. Diese immer vor uns fliehende Erscheinung hat mein Leben bisher zu einer Kette von Enttäuschungen gemacht.“

„Glücklicherweise kann diese Kette nicht sehr lang sein, liebe Cousine, und darum auch nicht so schwer.“

„Ach, daß wir Frauen eine so passive Existenz führen müssen!“ rief sie. „An allen großen Unternehmungen, selbst an Dingen, deren Ende über unser eigen Glück und Unglück entscheidet, können wir mit nichts Antheil nehmen, als mit unseren Wünschen, unseren Gebeten. Und schon dieses Gefühl auszusprechen gilt für unweiblich.“

„Ich denke doch, der Antheil, welchen edle Frauen an guten und großen Ereignissen stets genommen haben, ist von der Weltgeschichte nicht als geringer dargestellt

worden. Die Frau hat das letzte, höchste und entscheidende Urtheil über Alles, was groß ist und edel, und die Anerkennung dieses souverainen Richters leitet den Helden auf seinem bewunderten Wege zum großen Ziele, leitet auch den einfachen Mann auf dem weniger glänzenden Wege der Pflicht. Wehe dem Manne, welchem das Weib die Palme nicht zuerkennt. Und ist nicht in ihr selbst echtes Heldenthum? Sind seit Deborah, der Befreierin des jüdischen Volkes, nicht in jeder Epoche eines jeden Volkes Denkmale aufgerichtet für große weibliche Charactere, welche je nach Geist und Sitte der Zeit und Nation ewige Thaten verrichteten? Auch jetzt, betrachten Sie die edle Königin von Preußen, die schöne, stolze, mit allen Tugenden begabte Louise. Sie war, ja sie ist jetzt nach ihrem Tode noch der ideale Mittelpunkt der nationalen Bewegung Deutschlands, und der Gedanke an diese hohe Dulderin wird dem Schwerte unserer Jugend Schärfe verleihen und ihrem Arme Kraft!"

„Lieber Vetter", sagte Hertha freundlich, „Sie sind ein beredter Anwalt unseres Geschlechts. Ein solcher ist hier in Burg Wiedenbrück sehr am Platze, hier pflegt man so schöne Dinge sonst nicht zu hören. Halten Sie sich denn von einer nationalen Erhebung wirklich überzeugt?"

„Ich bin es so sehr, daß ich selbst eine thätige Rolle in dem Drama übernommen habe, welches be-

ginnt. Mit meiner Anwesenheit in Proceßangelegenheiten verbindet sich eine Mission in der großen gemeinsamen Sache des Vaterlandes." Er schwieg nach diesen Worten mit der Miene eines Mannes, welcher gesagt hat, was er über die besprochene Sache sagen will, und Hertha fühlte, daß, so sehr diese Mission sie auch interessirte, sie mit der erhaltenen Probe seines Vertrauens sich auch begnügen müsse.

„Haben Sie den Großonkel bereits gesprochen", begann sie, um auf einen anderen Gegenstand zu kommen. „Ich glaube fast, er ahnt die Verschiedenheit Ihrer Anschauungen von den seinigen und ist nicht sehr geneigt, Ihnen besonders entgegenzukommen. Vermuthlich gilt ihm Ihr Besuch nur, insoweit er den Proceß angeht, denn Sie werden so gut wissen als ich, daß sein Interesse an der nationalen Sache nicht groß ist, deshalb wird er nicht eben zuvorkommend sein."

„Ich bin darauf gefaßt; der Anfang unserer Unterhandlungen schon ist nicht sehr günstig gewesen. Als ich mich heute Morgen bei ihm melden ließ, erhielt ich die Antwort, sein Befinden erlaube ihm augenblicklich noch nicht, sich auf Geschäfte einzulassen."

„Bedenken Sie, daß er ein sehr alter Mann ist."

Es wurde an die Thür gepocht, und mit einer Bitte um Entschuldigung und mit dem ergebensten Lächeln von der Welt trat der Advocat Rehbock in das Zimmer. Als er seine runden, hellen Augen mit

prüfendem Blick auf Heinrich wandte, schlich unwillkürlich ein Gefühl des Argwohns in Hertha's Seele, welches sie dem Advocaten gegenüber bis dahin noch niemals empfunden hatte. Sie wußte sich dasselbe nicht zu erklären, hatte auch nicht den mindesten Grund zu irgend einer Vermuthung böser Absichten von Seiten dieser Persönlichkeit, dennoch war es ihr, als nahe ein Unheil mit dem sauber gekleideten freundlichen Manne. Als der Advocat sich Heinrich mit der Frage näherte, ob eine geschäftliche Unterhaltung ihm für den Augenblick nicht störend sei, erhob sie sich und verließ mit dem Bemerken das Gemach, sie habe noch einige kleine Haushaltsangelegenheiten zu besorgen.

„Mein lieber, junger Herr", damit nahm der Advocat Heinrich gegenüber Platz und bot ihm seine Dose an, „mein lieber, junger Herr, wir kommen da in einer recht verwickelten Angelegenheit zusammen. Wenn Sie sich des Schreibens noch erinnern, welches ich mir die Freiheit nahm, Ihnen unterm 26. November zuzusenden, so —"

„Gewiß", unterbrach ihn Heinrich, „ich erinnere mich dieses Schreibens allerdings, doch hauptsächlich des Erstaunens halber, welches ich darüber empfand, daß der Rechtsfreund der Gegenpartei mir Vorschläge machte, welche dem Interesse eben dieser Gegenpartei zuwiderzulaufen schienen."

„Erlauben Sie", sagte der Advocat und nahm

wieder eine Prise, „daß ich mich offen und rückhaltlos gegen Sie, verehrter Herr, äußere. Wir Anwälte sind einmal in einer eigenen Lage. Wir erhalten heute von Dem, morgen von Jenem eine Sache zugewiesen, und wenn man auch noch so viel behauptet, ein rechtlicher Advocat solle eine schmutzige Sache nie in die Hand nehmen — ich bin natürlich weit entfernt, dem zu widersprechen — so sind doch die wenigsten Processe, die wir zu führen haben, ganz reine Wäsche, so zu sagen. Indeß wir übernehmen sie, wir arbeiten uns hinein in die Anschauungen unsers Clienten, wir ziehen die Gesetze an, die zu seinen Gunsten sprechen und suchen die Schwächen seiner Angelegenheit möglichst zu verdecken, kurz, wir vertreten ihn mit allen Kräften, die uns zu Gebote stehen. Was aber kann uns hindern, in unserem Inneren Sympathien für unsere Gegenpartei zu haben? Sympathien, über die wir, wie über unser Herz, nicht gebieten können?"

„Ich wüßte nicht", sagte Heinrich kalt, „wie diese sogenannte Sympathie einen Vertrauensbruch rechtfertigen könnte?"

„Nicht so schnell geurtheilt, mein junger Herr", antwortete Herr Rehbock, scheinbar ohne sich verletzt zu fühlen. „Lassen Sie mich nur ruhig ausreden. Ich will mich in keiner Weise darüber auslassen, in wiefern Sie juristisch im Recht sind, ich glaube vielmehr, daß der Buchstabe des Gesetzes entschieden gegen Sie

spricht. Das menschliche Gefühl indeß spricht für Sie und gegen eine mittelalterliche Barbarei, das wird jeder Aufgeklärte mir zugeben. Ich weiß nun nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß der alte Baron damals, als ich Ihnen schrieb, sehr ungehalten über seinen Enkel war, welcher grade englische Dienste nehmen wollte und mit Enterbung desselben drohte. Wären Sie, wie ich es wünschte, zu jener Zeit, sofort mit mir in Verbindung getreten, so hätte sich die günstigste Gelegenheit für Sie zum Arrangement, vielleicht gar mit Adoption geboten."

Heinrich, welcher durch Möbius von den Plänen seines Vetters erfahren hatte, mußten diese Angaben glaublich erscheinen, wenn auch in Wirklichkeit Herr Rehbock seine Dienste schon lange, bevor Kurt an die Legion dachte, angeboten hatte.

„Sie sehen, Herr Wiedenbrück, daß sich das Interesse für meinen Clienten damals sehr wohl mit dem ihren vereinigen ließ. Es ist dem Herrn Baron darum zu thun, seine Besitzungen dermaleinst in der Hand eines Verwandten und Erben zu wissen, welcher eines solchen Vermögens würdig ist. Nun hat er sich in den Kopf gesetzt, den Baron Kurt zu seinem Erben zu machen — einen Mann, der — nun, Sie kennen ihn selbst, deshalb habe ich nicht nöthig, von seiner Charakterlosigkeit, seiner Verschwendung, seinem gänzlicheu Mangel an Patriotismus zu reden. Sollte

dieser Mann jemals in den Besitz des Vermögens gelangen, so ist leicht vorherzusagen, daß er es vergeuden und zum Nachtheil, jedenfalls nicht zum Besten seines leidenden Vaterlandes verwenden würde. Damit würde aber de facto den Absichten des Erblassers entgegengehandelt, während allerdings de jure seinen Absichten entsprochen würde. Ich bin — grade herausgesagt — der Meinung, daß Sie der Erbe werden müssen! Was sagen Sie dazu?"

„Aber wie wäre denn das möglich?" fragte Heinrich, welchem es gelüstete, den Plänen des Advocaten auf den Grund zu kommen.

„Es würde sich nur darum handeln", entgegnete dieser, „daß man den Erblasser über sein wahres Interesse aufklärte, daß man ihm nämlich die Ueberzeugung beibrächte, er thäte besser, einen Mann von Grundsätzen und Charakter, wie Sie, als den windigen Günstling eines frivolen Königs und Eroberers zum Erben zu machen."

„Und das halten Sie für möglich?" fragte Heinrich.

„Ganz leicht wird es eben nicht sein, aber überlassen Sie das nur mir. Sollte der Fall eintreten, daß Baron Kurt seine jetzige Stelle verlöre, — du liebe Zeit, das Hofparquet ist glatter Boden, — uns hat der Wind schon davon hinüber getragen — sollte er vielleicht dann gar wieder seine alten Pläne auf-

nehmen, in die Legion zu treten und sich um Fräulein Hertha zu bewerben."

Heinrich's Gesicht röthete sich unwillkürlich. Der Advocat, dies bemerkend, rieth auf ein Interesse desselben für Hertha, und beschloß augenblicklich, auch dies zu benützen. „Es ist ja nicht unmöglich", fuhr er fort, „vieles Unmoralische sogar höchst wahrscheinlich. Man wird einer Tänzerin bald müde, dann wendet man sich einer früheren, vergessenen Neigung zu, das geht jungen leichtfertigen Leuten gewöhnlich so. Ich kenne Fräulein von Buchholtz schon lange. Sie ist ein Wesen ohne Falschheit, ganz geschaffen, den Mann, der sie liebt, glücklich zu machen und ich gönne ihr von Herzen das beste Loos. In die Seele hinein aber würde mich's jammern, wenn sie jenem Wüstling zu Theil würde. Und doch, sollte Baron Kurt Erbe werden, kann ihm Hertha von Buchholtz nicht mehr entgehen. Sie würde ihn dann gewiß nicht abermals zurückzuweisen vermögen. Das Fräulein fällt dem Erben dieser Besitzung gewissermaßen als reife Frucht in den Schooß."

„Und nun sagen Sie doch gefälligst, Herr Justitiar, welchen Vortheil hätten Sie davon, wenn Sie also glücklich erreicht hätten, daß Kurt enterbt und ich für ihn eingesetzt wäre?"

„I nun", erwiderte dieser, „ich bin ein Geschäftsmann uud beabsichtige nicht, mit der Miene der Un-

eigennützigkeit vor Ihnen zu prunken. Ich habe Frau und Kind, die ich in Ehren ernähren will, und sage Ihnen darum nicht: das Bewußtsein der guten That entschädigt mich allein für meine Mühe. Denn der Arbeiter ist seines Lohnes werth und was ich bislang an diesem langwierigen Proceß unter beständigen Beleidigungen von Seiten des alten Herrn verdient habe, will nicht viel sagen. Darum offen heraus: Sie verschreiben mir das Gut Ichtringsbüren für den Fall, daß Sie als Universalerbe das Vermögen des Alten antreten."

„Und einen solchen Vorschlag", rief Heinrich aus, indem er endlich seiner lange zurückgedrängten Entrüstung freien Lauf ließ, „einen solchen Vorschlag wagen Sie Jemandem zu machen, der Ihnen nie Gelegenheit gab, ihn für einen Schuft zu halten?"

Der Advocat glich jetzt einer Schlange, die, in sich zusammengebogen, giftig züngelnd, den tödtlichen Biß versetzen will. Doch nach kurzer Zeit nahm sein Gesicht wieder den gewöhnlichen Ausdruck an. „Nun", sagte er mit frechem Tone, „wenn Sie meines Raths entbehren können, junger Herr, so sehen Sie zu, wie Sie fertig werden."

„Das werde ich, auf mein gutes Recht will ich bauen und nicht auf nichtswürdige Ränke!"

Mit eiligem Bückling entfernte sich der Mann des

Rechts und ließ Heinrich mit seiner Empörung und seinem Staunen allein.

Das Mittagessen am ersten Tage seines zweiten Aufenthaltes auf Burg Wiedenbrück nahm Heinrich nur in Gesellschaft der beiden Damen Buchholtz ein. Der alte Baron ließ sich entschuldigeu, ebenso der Advocat und Mamsell Keller, die Geschäfte verschiedener Art vorschützten. Der junge Mann saß nach dem Essen in Gesellschaft seiner beiden Verwandten beim Kaffee, welcher trotz Continentalsperre noch immer seinen Weg hierher gefunden hatte, als mit ernster Miene und zurückhaltendem Wesen der alte Gödeke eintrat, um eine Einladung des Barons zum Abendessen zu überbringen.

„Ich hoffe demnach“, antwortete der junge Mann auf die Einladung, „daß das Befinden des Herrn Baron sich gebessert hat.“

„Der Herr Baron befinden sich so gut“, sagte der Haushofmeister, „als man von einem Manne nur erwarten kann, der nach achtzig Dienstjahren natürlich etwas struppirt sind.“

„Struppirt?“ fragte Heinrich.

„Nun, ich meine, vorne kaput, was kein Wunder ist bei dem Alter, und weshalb ich es für eine Schande halte, ihn noch mit Processen zu incommodiren!“

Heinrich hatte durch Hertha bereits von Gödeke's treuer langjähriger Anhänglichkeit an die Familie Wie-

denbrück gehört, und diese Auffassung des Processes belustigte ihn unwillkürlich. Zugleich interessirte ihn der Alte in anderer Hinsicht, — denn er war durch Möbius, welcher Gödeke wieder aus Becker's Mittheilung kannte, an ihn gewiesen worden, als an einen Mann, welcher ihm für seine politische Mission durch genaue Bekanntschaft mit der Umgegend von Nutzen sein konnte, — und so beschloß er das Mißtrauen, mit welchem Gödeke ihn betrachtete, womöglich zu beseitigen.

„Sie sind wohl früher Militair gewesen?“ fragte er freundlich.

„Sergeant in der Leibcompagnie von der kurfürstlichen Grenadier-Garde“, entgegnete der Alte, sich länger und strammer aufrichtend.

„Man sieht es Ihnen gleich an“, fuhr der junge Mann fort. „Die soldatische Haltung verliert sich auch bei den Beschäftigungen des Friedens nicht.“

„Das wollte ich meinen“, erwiderte Gödeke geschmeichelt, „Soldat und Civilist, das ist wie Tag und Nacht. Ich will damit nicht sagen“, verbesserte er, bedenkend, daß der junge Mann selbst kein Soldat sei, „daß ein Civilist just ganz ohne Haltung sein müßte, aber was man so recht eigentlich eine schöne Ausbildung nennt, das kann er nicht haben.“

„Da haben Sie vollkommen Recht.“

„Sehen Sie, junger Herr“, und der Alte wurde bei Abhandlung eines Lieblingsgegenstandes wärmer. „Sehen Sie einmal den jungen Baron Kurt an, was der Enkel sein von den alten Herrn Baron — sein Vater war der Baron Rupert und mein Capitain, er fiel 1795 in der Schlacht bei Hondschooten und seine Mutter war eine geborene —

„Ich kenne die Verwandtschaften genau“, unterbrach ihn Heinrich, „ich bin selbst von der Familie und Kurt ist in zweiter Linie mein Vetter.“

„Und eine Ehre ist es, einen solchen Vetter zu haben, wie Baron Kurt“, sagte feierlich der Alte. „Ein Mann wie eine Pappel, den Kopf frei und leicht tragend, und so freundliche Augen. Den sollten Sie einmal zu Pferde sehen; das ist eine Lust! Grade im Sattel, den Oberarm fest am Leibe, das Handgelenk weich und biegsam, daß der Gaul vor Vergnügen mit dem Gebisse spielt.“ Damit warf der Alte einen Seitenblick auf Hertha, welche still vor sich niedersah. „Wenn der in der schmucken Reiteruniform daherkommt, den Kopf hoch wie Einer, der's Commandiren gewohnt ist, so klopft mir altem Kerl das Herz im Leibe — und die jungen Mädchen nun gar — na, ich möchte wohl mal zusehen in Cassel. Nicht, als ob Baron Kurt so Einer wäre, der, mit Permischon zu sagen — als wie Einer, der auf die Dirnenjagd wäre. Nein, da kenne ich ihn besser, und wenn meine alten Augen

noch einmal die Freude hätten, zu sehen, daß Das zusammenkäme, was der liebe Gott sichtbarlich für einander geschaffen hat, und warum Baron Kurt auch nicht weit zu laufen hätten, so —"

„Ich glaube wirklich, unser treuer Gödeke hätte große Lust, zu seinen übrigen zahlreichen Aemtern noch das eines postillon d'amour zu übernehmen", unterbrach ihn mit gezwungenem Lächeln Frau von Buchholtz.

„Das hätte er auch, gnädige Frau", versetzte der Alte schmunzelnd, „und er wüßte wohl, zwischen wem die Bestellungen gemacht werden müßten."

„Wir sind nicht neugierig darauf", erwiderte Hertha kalt und bestimmt, indem sie sich erhob und an das Fenster trat.

Heinrich bemerkte, daß die Unterredung peinlich für seine Cousine werde, die Anspielungen Gödeke's, wie die Aeußerungen des Advocaten waren ihm genügend gewesen, ungefähr zu verstehen, welche Interessen und besondere Beziehungen zwischen ihr und Kurt obwalteten. Um diese drückende Scene abzubrechen, sprach er daher den Wunsch aus, die Ställe von Burg Wiedenbrück zu besuchen, deren dieses Besitzthum sich seit Alters rühmte.

Gödeke bot sich ihm zum Führer an.

„Das Gut hat wohl viel von der Einquartierung zu leiden gehabt?" bemerkte Heinrich, als beide Männer den Wirthschaftsgebäuden zuschritten.

„Du lieber Gott, ja, das ist wohl so. Mannschaften und Pferde von die verfluchten Franzosen haben wir genug gehabt. Das Volk ist wie die Wanzen; wo sie einmal sitzen, da sind sie nicht wieder weg zu kriegen.“

„Sie sind aber doch jetzt von ihnen befreit?“ meinte Heinrich.

„Das sieht wohl so aus für den Augenblick, aber sie können jeden Tag wiederkommen. So lange der Marschall Eckmühl in Hamburg steht und seine Cavallerie sich hier im Hannoverschen dick fressen läßt, kann man nie sagen: Jetzt bin ich die Kerls los.“

„Hoffen wir doch, sie einmal völlig los zu werden!“ sagte Heinrich.

„Amen!“ rief der Alte, blieb stehen und nahm seine Mütze ab. „Einmal müssen sie wieder hinaus und Recht muß wieder Recht werden.“

„Also ist der Glaube an eine endliche Befreiung Deutschlands auch in dieser Gegend lebendig? Das freut mich!“

„Da müßte ja kein Gott im Himmel nicht sein!“ erwiderte Gödeke. „Einmal muß unser guter König doch wieder kommen und dann wird todtgeschlagen, was Kiwi schreit. Aber sagen Sie doch, junger Herr, Sie sind ja ein Gelehrter und kommen von der Stadt her, ist es wahr, daß der Engländer und der Russe jetzt marschirt?“

„Die englischen Truppen allerdings haben verschiedene Erfolge in Spanien errungen, aber gewiß ohne große Bedeutung für das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland. Rußland dagegen ist immer noch im Frieden mit Frankreich, und ich meine, wenn wir uns Hoffnung auf eine endliche Befreiung machen dürfen, so ist es Preußen allein, welches die Möglichkeit gewährte."

„Hem", sagte der Alte mit verächtlicher Miene, „der Preuße? Der taugt selber nichts. Ist der Preuße nicht im Jahre Sechs gekommen und hat unser Land besetzt, wie ein Räuber? Wir haben sie kennen gelernt, diese Herren, ehe sie nach Jena marschirten! Die Prahlhänse!"

„Aber ich sollte denken, Sie hätten selbst an ihrer Seite im siebenjährigen Kriege gefochten?"

„Gewiß, das habe ich auch. Aber die Preußen, mit denen der alte Fritz — vor dem ziehe auch ich meinen Hut ab — bei Roßbach auf die Franzosen hieb, die leben nicht mehr!"

„Und sollte jener Geist, der sie damals beseelte, nicht noch herrlicher auferstehn?" fragte Heinrich.

Gödeke schüttelte den Kopf und nach redseliger alter Leute Weise begann er zu erzählen, was er 1805 und 1806 von den Preußen gesehen. Wie die Schwadron, welche hier in der Gegend gelegen, ihre Pferde auf die Weide von Burg Wiedenbrück getrieben und

der Rittmeister dafür den Hafer verkauft habe und sie dann alle mit den kraftlosen Kleppern abgezogen wären. „Ne, mien lewe Herre“, schloß er, „wenn ji et nich bäter künt, will wi et lewer laten, as et is.“

„Seit Marbod's, Armin's und Segest's Tagen, 1800 Jahre lang — waren wir selbst die schlimmsten Feinde unserer Nation, war es Unfriede, innerer Zwist, der des Vaterlandes Mark zerfraß, sein Wachsthum und Gedeihen unterband“, sprach Heinrich leise seufzend vor sich hin. — Er sah, daß es auch hier vergebliche Mühe sein möchte, in diesem alten, zähen Kopfe Ideen eines einigen, großen Deutschlands zu erwecken. Er fühlte, daß jenem königstreuen Soldaten, dessen Jugend im Dienste eines hannoverschen Fürsten hingegangen, das Alter keinen Sinn gebracht für gemeinsame Erhebung der Einzelstaaten zu einer Nation, daß die Erinnerung an die zeitweilige Unterdrückung durch Preußen schwerlich der Keim sei zu einer Liebe für diesen Hoffnungsstaat Deutschlands. So ließ er denn das Thema fallen, schritt unter Gödeke's Führung ruhig durch Hof, Stall und Wirthschaftsgebäude und begnügte sich, dabei so viel Erkundigungen als möglich über Persönlichkeiten der Umgegend einzuziehen, deren er bei seiner Mission bedurfte.

Auf den Alten hatte die Unterredung mit Heinrich wenigstens den Eindruck hervorgebracht, der junge Herr Wiedenbrück sei ein freundlicher und überaus gelehrter

Mann, welcher dabei ein Herz habe für sein Land und im Fall der Noth so gut mitkämpfen werde für die Befreiung, als von einem Civilisten nur zu erwarten sei.

So war die Zeit des Abendessens herangekommen und Heinrich begab sich in einiger Spannung betreffs seiner Begegnung mit dem Greise in jenen Raum, welcher schon zu Anfang unserer Erzählung den Schauplatz der Familienzusammenkünfte gebildet hatte. Frau von Buchholtz trug noch immer die still leidende Miene, welche Zeugniß ablegte für die Sorgen einer Mutter, deren einziger Sohn in der Ferne von Gefahren umgeben lebt, und für die Leiden einer Frau, die in gedrückten Verhältnissen, von einem unliebenswürdigen Verwandten abhängend, das Joch der Armuth doppelt fühlt. Außer ihrer Tochter und der Mamsell hatte noch der Justitiar sich eingefunden, dieser hauptsächlich von der Besorgniß geleitet, daß von seiner Unterredung mit Heinrich etwas verlauten möchte. Er fürchtete eine Zusammenkunft zwischen dem jungen Manne und dem Baron, wenn er ausgeschlossen und somit außer Stande wäre, mit gewandter Zunge alles Nachtheilige zu seinem Vortheile zu drehen. Der Pastor erschien diesen Abend nicht, und so war dem Baron das einzige Hemmniß, seiner gereizten Stimmung den Zügel schießen zu lassen, aus dem Wege geräumt.

Er hatte sich jedoch vorgenommen, durchaus von

oben herab und mit vornehmer Haltung den Besuch zu behandeln, von Geschäften heute kein Wort zu erwähnen, und zu beobachten, von welcher Seite der Gast am besten zu nehmen sei.

So machte er denn, nachdem er an seinem Krückstock hereinhumpelnd und heftig hustend den gewohnten Lehnstuhl erreicht und sich in demselben zurechtgesetzt hatte, sein bestes Hofgesicht, sprach seine Freude aus, den jungen Verwandten kennen zu lernen, indem er sich zugleich entschuldigte, dessen Visite am Morgen seines Leidens wegen nicht haben annehmen zu können. Mamsell Keller ordnete darauf das Präsentiren der Speisen an, welches ein zwanzigjähriger Bursche besorgte, den sie zum Bedienten erzog, und der Anfang des Essens ward unter ganz gewöhnlichen Bemerkungen und Höflichkeiten gemacht.

Man speiste im Sommer um sieben Uhr in Burg Wiedenbrück zu Abend, und so erhellte noch das Licht des Tages den altväterischen Raum. Die Fenster nach dem Parke zu waren geöffnet und die röthlichen Strahlen der untergehenden Sonne fielen, durch das Blätterdach der prächtigen Linden vielfältig gebrochen und zitternd, auf den Tisch und spielten an der Wand. Sie verklärten Hertha's blonde Locken und den zarten Schnitt ihres Gesichtes, daß Heinrich glaubte, nie ein lieblicheres Mädchen gesehen zu haben. Sie war still und ernst, und Heinrich seufzte leise.

Mamsell Keller zeigte sich sehr geschäftig. Sie machte sich mit den Kissen des alten Barons zu thun, um es ihm recht bequem zu machen, so daß der Alte ein freundliches Brummen vernehmen ließ. Dabei ließen ihre forschenden Blicke nicht von Hertha und Heinrich ab. Der Justitiar saß daneben, heiter, sauber und friedlich.

„Die Promenaden bei diesem herrlichen, warmen Wetter werden Dir gewiß sehr wohl thun, Onkel", sagte Frau von Buchholtz zu dem Alten.

„Danke, danke, Elise, für Deine Theilnahme", entgegnete er. „Mir thut nichts mehr wohl. Bin ein alter cassirter Kerl, und die Promenade, die ich und Ihr Alle am meisten goutiren werdet, mache ich im chariot de morte."

„Wir wollen hoffen, daß diese noch für recht, recht lange Jahre hinausgeschoben bleibt", sagte Mamsell Keller.

„Laßt doch mir gegenüber die Hypokrisie", erwiderte der Alte. „Ich schreibe es Keinem zu Gute, wenn er mich flattirt."

„Bedeutende Charaktere", sagte der Advocat, „sind immer Feinde der Schmeichelei gewesen."

„Narren sind sie gewesen, wenn sie so gewesen sind, wie Er sie sich denkt", rief der Alte.

„Der Herr Baron behalten doch immer die gute Laune", entgegnete der Advocat mit erzwungenem

Lächeln. „Meinen Sie nicht auch, Herr Wiedenbrück, daß gute Laune die beste Medicin gegen alle Krankheit und das sicherste Mittel ist, ein hohes Alter zu erreichen.“

Heinrich antwortete nur mit einem verächtlichen Blicke.

Der Baron bemerkte diesen Blick und empfand ein gewisses Vergnügen daran. Erstlich, weil es ihm Freude machte, die Beiden in schlechtem Einvernehmen mit einander zu sehen, dann aber auch, weil er wirklich Gefallen an einer stolzen Gesinnung fand. „Nun, junger Herr Neveu“, redete er ihn an, „wie gefällt Ihnen denn dieser alte Rumpelkasten, in dem ich das Vergnügen habe, Sie zu logiren?“

„Er gefällt mir sehr gut“, entgegnete Heinrich, welcher durchaus nicht gesonnen war, die Miene der Ergebenheit anzunehmen, „er würde mir aber noch besser gefallen, wenn ich die Ehre hätte, Sie darin zu logiren.“

„Pst!“ ließ der Alte in langgezogenem, bedächtigen Tone hören. „Das ist kühn in der ersten Attaque.“

„Ich spreche nur das aus“, erwiderte Heinrich, „was meine Familie und ich seit vierzig Jahren als ihr Recht in Anspruch nehmen.“

„Lassen wir den Proceß für heute ruhen“, sagte der Alte, „Geschäfte sind Geschäfte, wir finden noch

occasion, uns zu brouilliren. Erzählen Sie uns ein Bischen von Hannover! Was ist das neueste bon mot? Wer arbeitet jetzt am besten für die chronique scandaleuse? Es ist wohl im Ganzen still dort ohne Hof?"

„Allerdings ist es still", erwiderte Heinrich, „denn der Druck der verhaßten Fremdherrschaft lastet schwer auf Allen. Außerdem treten die niedrigen Eigenschaften des menschlichen Charakters in solchen Zeiten weit mehr hervor als sonst, und zerstören die Bande des gegenseitigen Vertrauens, welche den geselligen Umgang allein ermöglichen."

„Ei", sagte der Alte, „so schwarz sehen Sie die Situation an? Ist nicht Graf Grote eben erst als Sprecher einer hannoverschen Deputation in Paris gewesen und hat den Kaiser personnellement zu haranguiren die Ehre gehabt?" Ein heftiger Hustenanfall unterbrach ihn und Mamsell Keller beeilte sich, ihm sanft den Rücken zu klopfen.

„Hol mir einmal die heutige Zeitung, liebes Kind", sagte erleichtert der Alte zu Hertha. Diese folgte dem Auftrag und reichte ihm vom Nebentische das gewünschte Blatt — den Hamburger unparteiischen Correspondenten. „Nun lies mir, bitte, noch einmal die Pariser Correspondenz von heute — Du weißt schon, wo sie steht, mon enfant."

Hertha nahm das Blatt, sichtlich wenig erfreut, und las:

„Am gestrigen Tage geruhte Seine Kaiserliche Majestät auch huldreich die Deputation zu empfangen, welche die dem Empire neu einverleibten nördlichen Departements an das Kaiserliche Hoflager gesandt haben, um den tiefen Dank ihrer Mitbürger für die erwiesene hohe Huld vor dem Thron der Kaiserlichen Majestät niederzulegen, nachdem denselben zuvor schon das hohe Glück zu Theil geworden war, Seine Majestät den König von Rom sehen zu dürfen. Graf Grote, einer der größten Grundeigenthümer Hannovers, war der Sprecher der Deputation. Der Graf erinnerte in seiner Rede die Kaiserliche Majestät an Karl den Großen und an den Herzog Wittekind, der sich diesem großen Genius seines Jahrhunderts redlich — avec sincérité — unterworfen. Die göttliche Vorsehung habe nach ihrem unerforschlichen Rathschluß Napoleon unstreitig von jeher bestimmt, nach Verlauf von einem Jahrtausend dem Reiche der Franken die Wiege und das Vaterland der alten Sachsen wieder einzuverleiben. — Seine Majestät, sichtlich gerührt durch diese hochherzigen und patriotischen Anschauungen —" „Pfui", unterbrach Hertha ihre Lectüre und warf das Blatt auf den Tisch, „ich mag nicht mehr weiter lesen."

Heinrich, seiner schönen Verwandten beistimmend, sprach in entschiedenen Worten seinen Abscheu über solche Schmeicheleien aus.

Der Alte aber lachte, und dies zog ihm einen

neuen Husten zu. Nachdem derselbe sich gelegt, sagte er: „Sehen Sie, junger Freund, so ist die Jugend. Sie betrachtet die Welt durch die sonderbar geschliffene Brille, welche bald couleur de rose, bald couleur de corbeau malt. Aber die Welt ist weder roth noch schwarz, sie ist in allen Farben und Nüancen gemalt, sie hat Licht, und wo Licht, ist auch Schatten. Aber speciell, was unser objet de conversation angeht, haben Sie wohl observirt, daß die Regierung an und für sich ganz ohne Relation zu der politischen Meinung des Menschen ist? Nehmen Sie einen Demagogen an, — Sie werden sich diese Abart der großen Narren-société am leichtesten vorstellen können, — glauben Sie, der Kerl wäre unter König Georg weniger Demagoge, als unter König Hieronymus, oder unter einem Senat, oder meinetwegen unter dem Kaiser von China? Demagogen sind immer Demagogen in jedem Gouvernement, und ruhige ordnungsliebende Männer sind immer gehorsame, brauchbare Unterthanen, es mag sie regieren, wer will. Auf diese uralte Erfahrung sich stützend, wie uns mein Pastor erst neulich hier erzählte, hat der Apostel Saul, oder Paul, oder wie er heißt, geschrieben: Du sollt unterthan sein der Obrigkeit, die Gewalt über Dich hat. Damit — ce fin matois wußte es wohl — hatte er immer alle Freunde der Ordnung auf seiner Seite und den besten Paß für die vielen Reisen, welche er gemacht hat.“

Als der alte Baron nach mehrfacher Auseinandersetzung seiner Ansichten auch in andern Beziehungen, endlich der Unbequemlichkeit seiner Zuhörer dadurch ein Ende machte, daß er sich erhob, um zu Bette zu gehen, that er dies in ziemlicher Zufriedenheit mit seiner neuen verwandtschaftlichen Bekanntschaft. Heinrich war in allen Stücken anderer Ansicht, als er selbst, und das kitzelte den Alten in doppelter Hinsicht. Erstlich weil er seit lange fast nur Zustimmung oder Schweigen bei seiner Gesellschaft gefunden hatte, und dann auch, weil er sich einbildete, dem jungen schwärmerischen Manne ganz unendlich überlegen zu sein.

Auch die übrige Gesellschaft trennte sich und um halb zehn Uhr war in Burg Wiedenbrück alles Licht erloschen, mit Ausnahme der Talgkerze, welche das Zimmer der Mamsell Keller erhellte. Diese saß mit dem Justitiar noch in lebhaftem Gespräch bei einer Flasche Wein.

„Ein guter Medoc“, sagte der Advocat und schnalzte mit der Zunge. „Glücklich, wer ihn immer trinken kann. Sie sind doch eine glückliche Person, Fräulein Keller, bewohnen hier das beste Zimmer, ebenso wie das Herz des alten Herrn, schalten darin und im ganzen Hause, in Küche und Keller nach Belieben —“

„Bitte, Herr Justitiar, Sie wissen selbst am besten, daß von Allem, was Sie eben gesagt, kein Wort wahr ist“, antwortete die Dame scharf, „ich bin eine alte

schutzlose Person; bitte, sparen wir uns die Complimente, die man wie einen abgenutzten Besen fortwerfen wird, sowie der Alte das Zeitliche segnet. An alledem aber sind Sie schuld, blos weil Sie ihn nicht veranlassen wollen, ein Testament zu machen."

„Ei, ei, ei! mein bestes Fräuleinchen, Sie wissen doch recht gut, daß das nicht meine Schuld ist. Alte Leute sind in dieser Beziehung immer eigensinnig."

„Schweigen Sie still, Sie alter Rechtsverdreher! Sie haben sich nie darum bemüht, und ich weiß auch, warum."

Der Advocat nahm ruhig eine Prise aus der geschnitzten Dose, welche schon eine Weile in seiner Hand geruht hatte. „Lassen Sie uns offen reden", sagte er dann, „wir kommen da gewiß am ersten zu einer Verständigung. Was würde Ihnen wohl jetzt ein Testament helfen? Der Enkel wird Universalerbe, die Buchholtz, Mutter, Sohn und Tochter, erhalten große Legate, Sie aber kommen in eine Linie mit Gödeke, dem Kutscher und vielleicht auch mit mir. Ereifern Sie sich nicht. Der Alte weiß, daß Sie letzthin in Verden für nahezu dreihundert Thaler Schmucksachen haben verkaufen lassen. Er meinte neulich, als Sie ihm unschlauer Weise in meiner Gegenwart von Ihrer schutzlosen Lage vorgeklagt, er wolle darauf wetten, daß Sie außer Ihren Juwelen noch ein recht ansehnliches Sümmchen zurückgelegt hätten. Hoffentlich nicht in

westphälischen oder hannoverschen Obligationen, denn unser neuer Finanzminister drüben, Graf Malchus von Marienrode, hat, wie man mir von Cassel als sicher schreibt, die Absicht, die Zinsen davon auf ein Drittel zu reduciren."

„Wenn der Alte das erfahren hat", versetzte die Mamsell giftig, „von wem sollte er's anders haben, als von Ihnen? Sie spioniren in der ganzen Welt herum!"

Der Advocat legte den Kopf auf eine Seite und blickte die Zürnende mit so freundlichem Schmunzeln an, als sei er ganz in den Anblick ihrer Schönheit verloren.

„Fräulein", sprach er dann, „was sehen Sie heute jung und frisch aus! Wahrhaftig, selbst mir altem Actenwurm wird warm ums Herz, wenn ich Sie so anblicke. Die Aufregung kleidet Sie auch charmant, aber glauben Sie sicher, sie schadet der Gesundheit. Und dazu ist sie gegen mich so völlig grundlos! — Fräulein Keller", wiederholte er nach einer Pause, in welcher er wieder seiner Dose zusprach, „haben Sie niemals gehofft, Baronin von Wiedenbrück zu werden?"

Der Mamsell schoß die Röthe ins Gesicht, als sie zum ersten Mal nach langer Zeit wieder an ihre Jugendträume erinnert wurde. Sie faßte sich aber bald und stand auf. „Wenn ich jetzt auch eine schutzlose Person bin, die Jeder ungestraft höhnen kann, so

glaube ich doch, das um Sie, Herr Justitiar, am wenigsten verdient zu haben."

Der Advocat schüttelte bedächtig den Kopf. „Sie spielen falsch, mein hübsches Fräuleinchen, und geben Ihre besten Karten weg, anstatt sie zum Trumpfen zu behalten. Sie haben nicht richtig gehandelt in der jüngsten Zeit, sonst wären Sie der Erfüllung Ihrer Wünsche — denn die haben Sie, ich bin ein Practicus — ein gut Stück näher."

„Was hätte ich denn thun sollen?" fragte sie in großer Spannung.

„Was Sie hätten thun sollen? Darnach fragen Sie noch? Auf alle Weise diese junge Liebe hegen und pflegen, statt sie zu verrathen und dadurch zu sprengen. Ist Ihnen etwa gelungen, damit die Buchholtz loszuwerden? Im Gegentheil, nachdem die Sache gut ablief, hat sich der Alte schließlich darüber noch amusirt. Er sieht in dem Enkel seine eigene Jugend wiederholt. Darum hat die hübsche Hertha nur noch in seinen Augen gewonnen, daß sie eine Liaison, wie er meint, mit seinem Enkel gehabt hat. Wäre dagegen der Lieutenant nach England geflohen, so würde der Alte die beiden Buchholtz sicher aus dem Hause gejagt haben; Gödeke war scheinbar auch mit in die Geschichte verwickelt —"

„Enterbt hätte der Baron den Kurt darum doch nicht!"

„Jedenfalls war er dann aber entfernt, die Hei-

math ihm verschlossen, Gödeke und die Buchholtz auch fort — der Alte war also isolirt und in Ihrer Hand. Und wäre der Lieutenant nur erst in Spanien gewesen — wer weiß — die Kugeln sind oft ungeschickt — ob nicht drüben eine den Weg zu ihm gefunden hätte?"

„Das kann sie bei den Franzosen noch ebenso gut."

„Jetzt als König Jerome's Adjutant ist wohl nur wenig Chance dazu, die hohen Herrn halten sich immer weit vom Schuß."

„Was hilft all das Spintisiren?" antwortete die Keller. „Sie reden davon, ihn von seinen Verwandten zu trennen und laden ihm immer neue auf den Hals. Dieser Herr Heinrich Wiedenbrück hat auch eine Mutter und zwei Schwestern."

„Es war nothwendig, Fräulein. Ich als gewissenhafter Anwalt" — sie lachte höhnisch — „konnte dem alten Baron keinen andern Rath geben, als sich zu vergleichen. Was hatten wir Beide davon, wenn er seine Güter herausgeben mußte. Daß Herr Wiedenbrück Hertha die Cour macht, ist uns nur günstig. Sie sehnt sich ohnehin aus dem Hause — wenn die Beiden sich also heirathen — es wäre gar so übel nicht. Aber das sind noch weite Aussichten. Der Alte ist habsüchtig. Wenn er auch noch so günstig von dem jungen Wiedenbrück denkt, die zehntausend Thaler, welche er jedenfalls wird lassen müssen, wer-

den ihn nicht dauernd wohlwollend stimmen. Zwischen diesen Beiden Mißhelligkeiten hervorzurufen, lassen Sie nur meine Sache sein. Wir sorgen dann, daß die beiden Buchholtz und womöglich auch der alte Gödeke aus dem Hause kommt, den Lieutenant aber überlassen wir seinem eigenen Unstern. Wer hoch steht, fällt auch tief."

„Was aber wird das Ende davon sein?"

„Das Ende, Fräulein Keller, wird sein, daß Sie entweder mit oder ohne den Titel einer Baronin von Wiedenbrück mindestens das bewegliche Vermögen des Alten erben, vorausgesetzt daß" — er sprach die letzten Worte in leisem Flüstern — „Sie mir durch notarielle Urkunde ein Drittheil dieser Erbschaft zusichern."

Die Keller sah ihn mit prüfendem Blicke lange an. „Wenn man sich nur auf Sie verlassen könnte?" sagte sie dann.

„Sein Sie keine Närrin! Verlassen? Es ist ja mein eigner Vortheil. Und wenn ich Sie betröge, schlüge ich mir nicht selbst in das Gesicht?"

„Es ist freilich wahr! — Ich will mir die Sache überlegen. Morgen sprechen wir weiter darüber. Aber jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen, denn es schickt sich nicht, daß Sie bis in die Nacht hinein bei einer ledigen Person bleiben."

Der Advocat erhob sich und raubte zum Abschiede der sich jüngferlich Sträubenden einen galanten Kuß.

Fünfzehntes Capitel.

Ob das Feuer, welches das alte hessische Residenzschloß zerstörte, absichtlich angelegt war oder nicht, ist nicht ermittelt worden. Für die erstere Möglichkeit sprach besonders der Umstand, daß schon ein halbes Jahr früher ebenfalls Feuer im Schlosse ausgebrochen, jedoch damals bald gelöscht war und daß dieses Feuer beide Male am selben Orte in den Gemächern des Großmarschalls des Palastes Meyronnet, Grafen Wellingerode, seinen Ursprung genommen hatte.

Meyronnet war einer der ältesten Bekannten Jerome's. Früher Schiffslieutenant und Begleiter des Königs in Amerika, war er nach Errichtung der westphälischen Monarchie zuerst in die Armee als Oberst getreten, hatte aber eben so wie sein Gefährte Rewbel im Jahre 1809 sehr schlecht debütirt, indem er sich mit seinem ganzen Regimente in Halberstadt von dem nichts stärkeren Herzog von Braunschweig-Oels gefangen nehmen ließ, während Rewbel mit mehr als doppelter Uebermacht hernach bei Oelper besiegt wurde.

Auf Napoleon's Befehl mußten die beiden Glücksofficiere aus der Armee entfernt werden. Rewbel wurde wegen Feigheit cassirt, Meyronnet aber, dem wenigstens persönliche Bravour nicht abgesprochen werden konnte, ward nach seiner Auslösung aus der englischen Gefangenschaft Palastmarschall, eine Stelle, zu der er seiner wenig eleganten Seemannsmanieren wegen grade nicht in hohem Maße geeignet war. Wie der westphälische Moniteur berichtete, hatte der Palastmarschall, sich unwohl fühlend, noch kurz vor dem Schlafengehen ein Bad genommen uud die Nachlässigkeit seiner Diener es unterlassen, das angezündete Feuer wieder zu verlöschen. Meyronnet wurde seines Postens schon am folgenden Tage entsetzt, jedoch bald darauf wieder als General-Capitain der Garde rehabilitirt.

Die neu eingerichtete Wasserheizung im Schlosse, eine erst kürzlich gemachte, damals sehr gerühmte Erfindung eines Pariser Ingenieurs, ward die Ursache der überaus schnellen Verbreitung des Feuers. Die dicht unter dem Fußboden liegenden eisernen Heizungsröhren waren glühend geworden, an ihnen hatte sich das Holzwerk entzündet und die Flammen waren fast gleichzeitig in allen Theilen des ersten Stockes ausgebrochen. Die Königin Katharina war erst erwacht, als schon der Fußboden ihres Schlafgemaches in hellen Flammen stand und hatte sich in ihren Nachtkleidern, nur Schmuck und Perlen mit sich nehmend, retten

müssen. Jerome war, wie das Tagebuch seiner Gemahlin berichtet, durch den Rauch schon halb erstickt, ohnmächtig geworden, als er durch die Dazwischenkunft eines seiner Officiere errettet ward. Charakteristisch für die Verhältnisse am Casseler Hofe und das Mißtrauen, in dem seit Dörnberg's Verrath Jerome gegen seine nächste Umgebung befangen sein mußte, ist die Erzählang des Tagebuches, daß der König, sich in den dunkeln Gemächern des Schlosses verirrend, und vergeblich einen Ausgang suchend, auf einer Chaise-longue seinen eigenen Aide-de-camp oder Flügeladjutanten, den spätern General von Hammerstein, schlafend fand und diesen nicht zu wecken wagte, weil er ihm nicht traute.

Auf dem Flure seines Schlosses traf der gerettete König seine Gemahlin. Er warf ihr den Mantel eines Gardisten über die Schultern und brachte sie, nur von wenigen Dienern begleitet, nach Bellevue, der Wohnung des Großstallmeisters Morio, mitten durch den plündernden und das Dunkel der Nacht zu Verwünschungen benutzenden Pöbelhaufen. Der König der deutschen Sprache unkundig, war noch fest überzeugt, hier sei der Beginn einer großen Rebellion und man habe es auf sein Leben abgesehen. Erst, als er an der Spitze eines Haufens von ihm allarmirter Garde du Corps zurückkehrte, mußte er sich überzeugen, daß seine Besorgnisse in dieser Hinsicht übertrieben waren.

Der Brand des Schlosses dagegen konnte nicht zerstörender sein. Bis auf die kahlen Mauern der Façade brannte das ganze Gebäude nieder. Außer den Schmucksachen der Königin und einem Theile des Silberzeuges wurde nichts gerettet. Das ganze reiche, zum großen Theile erst im Jahr zuvor aus Paris verschriebene Mobiliar, die Garderoben, selbst die Fahnen der Garden wurden ein Raub der Flammen und des plündernden Pöbels. Die königliche Familie war somit buchstäblich des Obdaches beraubt. Allerdings stand ihr das Schloß in Wilhelmshöhe zur Verfügung. Doch erklärten die Aerzte, daß dieses ohne großen Nachtheil für die Gesundheit im Winter nicht bewohnt werden könne. So entschloß sich der König, das unterthänigste Anerbieten des Staatssecretairs Grafen Fürstenstein anzunehmen, und der ganze Hof, so viele eben Platz fanden, siedelte vorläufig in dessen Palais über.

Mit Beschämung erinnerte sich erst zwei Tage später der König seines Retters, den er, ohne sich weiter um sein Schicksal zu kümmern, in der Vorhalle des Schlosses besinnungslos zurückgelassen hatte. Er suchte ihn sofort auf und stattete ihm jenen Besuch ab, welcher bereits erzählt wurde. Dieser Besuch und das Gefallen, welches der König an Kurt fand, und das neben seiner Dankbarkeit als zweite und stärkere Kette mit seinem Retter ihn verband, war für Kurt's ferneres Schicksal von erheblichem Einfluß.

Als der König vom Krankenlager seines Retters in seine jetzige Wohnung zurückkehrte, fand er den Genossen seiner durch den Brand so plötzlich unterbrochenen Belustigung, den Kammerherrn von Marinville, welchen er seit jener Schreckensnacht nicht wieder gesehen hatte.

Derselbe hatte sich im Vorzimmer am Fenster aufgestellt, wo der König ihn bemerken mußte, und er stand dort mit der Miene eines Mannes, welcher seit langen Jahren treu auf seinem Posten ausgeharrt hat und dort auch jetzt eben gefunden wird. Als sein Herr diese Miene sah, konnte er sich eines lauten Lachens nicht enthalten. Marinville sah ihn mit großen Augen ganz erstaunt an.

„Nun, mein Herr“, rief König Hieronymus, „wo hat Sie denn der Teufel gehabt?“

Der Kammerherr war sich einer großen Schuld bewußt, da er seinen Monarchen in jener Feuersnoth verlassen hatte, einer Schuld, welche durch die Errettung desselben zu einer ganz enormen Ungeschicklichkeit — nach kammerherrlicher Auffassung — angeschwollen war. Er war in Ungewißheit, wie der König gesinnt sei und glaubte in dieser Lage mit dem Ausdrucke der Bescheidenheit und Unschuld am sichersten zu gehen.

„Majestät“, erwiderte er, „nachdem ich meinen schwachen Kräften gemäß an der Bewältigung des

Feuers mitgewirkt hatte — leider war ja Alles vergeblich —. begab ich mich nach Napoleonshöhe, um womöglich dies Schloß für Eure Majestät wohnlich zu machen und —“

„Ein unverschämter Lügner bist Du!“ sagte der König. „Ich kenne Dich ganz genau! Du hast Deine kostbare Haut salvirt und Dir die Complimente überlegt, die Du meinem Nachfolger machen könntest, falls ich geröstet würde. Nachher magst Du irgend ein Bürgermädchen im Gedränge aufgegriffen haben, mit dem Du dich herumgetrieben hast. Nun stehst Du hier wie ein Mann, der für das Wohl der Majestät bemüht war?“ — Er war unter diesen Worten in sein Zimmer gegangen, wohin Marinville ihm folgte.

„Nun, bei Gott“, rief der Höfling hier, denn er erkannte am Tone dieser Rede, daß sie zur guten Hälfte Scherz und der König vortrefflicher Laune war, „es ist ein wahres Wort, daß Herrscher undankbar sind und Fürsten gewaltthätig. Sacrebleu, ich machte die heldenmüthigsten Anstrengungen, um Eure geheiligte Majestät zu retten. Mein neues Staatskleid ist dabei völlig ruinirt. Ich werde es Ihnen morgen vorlegen, Sire, und die Brandflecke darauf zeigen!“

„Geh, Marinville“, sagte Jerome, reckte sich in seinem Sessel und gähnte, „geh, Du verstehst nichts, als Schulden, schlechte Witze und noch schlechtere Verse zu machen. Du fängst an, mich unergründlich zu

langweilen. Wenn Du Lust hast, noch lange maître de la garde-robe zu bleiben, so rathe ich Dir, suche die Freundschaft des jungen Herrn von Wiedenbrück. Sie kann für Deinen Charakter wie Dein Fortkommen sehr förderlich sein."

„Wiedenbrück?" fragte der Kammerherr. „Wer ist denn das?"

Der König antwortete eine Zeit lang gar nicht und blickte nachdenklich vor sich hin. Dann sagte er: „Das ist das Leben eines Fürsten, dessen Thron mit dem Degen gezimmert ist. Er muß sich Alles schaffen bis in das Kleinste hinab, selbst seine Höflinge. Dieses geschmeidige Geschlecht, welches gleich dem Epheu, der sich um die Eiche rankt, an den Thronen wuchert, gleicht an meinem Hofe einer Bande Marodeure! Bist Du schon an dem Punkte angelangt, Marinville, wo Du denkst: Es ist genug des Bückens, Horchens, Wiedererzählens und Schmeichelns? Wo Du denkst zu genießen, was Du errungen hast? Sei ehrlich, das ist das beste Compliment, was Du mir machen kannst, sage mir, warst Du nicht seit dem Brande bis jetzt mit einer der beiden Tänzerinnen zusammen, ohne Dich im Mindesten um mich zu bekümmern?"

„In der That, Sire", sagte der Höfling bestürzt, „ich war bei Mademoiselle Lavancourt, jedoch —"

„Gut", unterbrach ihn der König. „Sei dankbar, daß ich kein Bourbon bin! Denke Dir doch einmal

des Contrastes wegen, Ludwig XIV., welcher einem seiner Kammerherren den Namen desjenigen nennt, welcher ihm das Leben gerettet hat, und der Kammerherr hat die Kühnheit zu fragen, wer denn das wäre. Nun, steh nur nicht da mit einer solchen Unglücksmiene. Ich bin kein Bourbon. Denke Dir doch", fuhr er dann in leichterem Tone fort, da Marinville noch immer in Befangenheit war, „dieser junge Lieutenant von Wiedenbrück — er steht bei meiner Chevauleger=Garde — hat die reizende Durand zur Krankenpflegerin. Er ist nämlich verletzt worden, indem er mich und die Durand rettete."

Marinville zuckte die Achseln. „Dieser fatale Brand", sagte er dann, innerlich erbost auf den jungen Officier, welcher ihm indirect so peinliche Worte zugezogen hatte, „dieser fatale Brand scheint wenigstens das Gute gehabt zu haben, daß er die Anschauungen Eurer Majestät bedeutend humanisirt hat. Ehedem ist es Keinem zum Verdienst angerechnet worden, eine Liaison mit einer Dame zu haben, welcher König Jerome das Schnupftuch zugeworfen hat. Herr Giraud und die schöne würtembergische Gräfin Buchholtz, Hofmeisterin Ihrer Majestät, haben unangenehme Erfahrungen dabei gemacht."

„Er ist ihr und mein Lebensretter, Marinville, und ich freue mich, daß dieser Engel ihn dafür belohnt. Ich selbst kann ihm wenig vergelten. Ich

werde ihn zu meinem Ordonnanzofficier machen; aber was ist das?"

„Zum Ordonnanzofficier?" fragte der Kammerherr, beunruhigt, wie jeder Höfling durch die Aussicht auf einen neuen Günstling; „fürchten Euer Majestät nicht den Stallgeruch, den der wackere Chevauleger in die Antichambre bringen wird?"

„Lieber Marinville, glaube mir, etwas Unangenehmeres für meine Nase, als Deine Bisamatmosphäre gibt es nicht."

„Das thut mir leid, Sire. Mein Parfüm ist übrigens nicht Bisam, sondern Eau de Jérôme Napoléon von Mr. Bourbeau im Palais Royal, welchem Eure Majestät für diese schätzbare Erfindung 500 Franken und den Titel eines Hoflieferanten gegeben haben."

Der König lachte. „Mein neuer Ordonnanzofficier", sagte er dann wieder ernst, „wird in Parfüms und deren Kenntniß vielleicht hinter Dir zurückstehen, doch hat er männliche Gradheit und Offenheit, nach welcher ich mich sehne."

„Die berühmten deutschen Tugenden", entgegnete Marinville spöttisch. „Nun, da Euer Majestät Gradheit und Offenheit lieben, will ich mich ihrer auch bedienen. Meine Ansicht ist, daß man bei den meisten Deutschen besser ‚Plumpheit und Grobheit' sagt."

„Doch nicht bei Wiedenbrück. Uebrigens sehe ich aus Deiner Aeußerung von Neuem, was ich schon wußte,

daß Du nämlich trotz vierjährigen Aufenthalts in Deutschland vom deutschen Character noch nichts begriffen hast. Ich empfehle Dir die Lectüre von Madame Staël's „Allemagne": Wisse, ein Deutscher, der nicht das ist, was Du grob nennst, ist überhaupt nichts — ist wie eine Rose, die nicht duftet, wie ein —"

„Meerrettig, der nicht beißt, ein Käse der nicht stinkt", ergänzte der Höfling.

„Meinetwegen", entgegnete der König, „der Deutsche und der Franzose, jeder hat besondere Vorzüge. Als angenehme Gesellschafter ziehe ich die Letzteren vor, mit Ausnahmen natürlich. Als Diener und Freunde lobe ich mir die Ersteren. Die Grobheit, um derentwillen man einen Franzosen an die Thür setzt, wirkt bei einem Deutschen erquickend, und wo ein Fürst diese Blume findet, muß er sie aufheben und bewahren, wie ein vierblättriges Kleeblatt. Sieh meines Bruders Umgebung an! Nimmt sich einer den zehnten Theil gegen ihn heraus von dem, was Rapp ihm täglich zu sagen wagt? Es bleibt dabei. Ich möchte Dich daher ersuchen, Marinville, die Neuigkeit, daß Baron Wiedenbrück hoch in der Gunst seines Königs steht, gehörig zu verbreiten."

Bald nachdem er Marinville verabschiedet, ließ Jerome den Commandeur seiner Chevauleger-Garde, Oberst Wolf, zu sich befehlen. „Was halten Sie von

Ihrem Lieutenant von Wiedenbrück, Oberst?" fragte er den Eintretenden.

Wolf schwieg eine Weile. Die Antichambre, wo die Wände Ohren haben, hatte ihn schon über die Neuigkeit des Tages unterrichtet. Er überlegte, ob er Wiedenbrück empfehlen und dadurch den Aufgang eines neuen Sternes erleichtern, oder ihm entgegenwirken solle. Da er indeß durch die dritte Hand zu wissen glaubte, daß Kurt ihm wegen seiner Abschiedsangelegenheit noch bitter grolle, so entschied er sich, zunächst, das Letztere zu versuchen.

„Das größte Verdienst", sagte er, „oder richtiger gesprochen, das größte Glück dieses jungen Mannes ist der Dienst, welchen er Euer Majestät leisten konnte."

„Sie halten ihn für keinen tüchtigen Officier, Wolf?" fuhr der König fort. „Ein junger Mann von solchem Wuchse —"

„Er ist ein leidlicher Reiter allerdings."

„Nun was fehlt ihm denn? Ein gutes Französisch spricht er doch auch? Wollen Sie etwa behaupten, daß er einfältig sei?"

„Majestät, das nicht, aber er ist nicht — zuverlässig."

„Ah pah, wärmen Sie dies alte Märchen Ihres Schwagers Bongars nicht wieder auf! Felleisen zu öffnen, Briefe zu erbrechen und sie dann hinterher verlieren — ich glaube kein Wort davon!"

„Majestät, wenn ich aufrichtig sein soll, mangelt dem Lieutenant Wiedenbrück außerdem Eins, was ich von jedem Officier zuerst fordere — der Eifer für den Dienst.“

„Mein lieber Oberst“, sagte Jerome, plötzlich den Ton ändernd, „es wirft kein zu gutes Licht auf Sie, wenn Ihre Officiere keinen Diensteifer zeigen. Ihre Pflicht ist es, diesen Eifer zu wecken. Auch muß es mich in der That einigermaßen verwundern, mein lieber Oberst, daß mein Flügeladjutant Graf Lepel besser über die Fähigkeiten dieses Officiers Bescheid weiß, als sein eigener Regiments-Commandeur. Es sollte fast scheinen, als hätten Sie wenig Kenntniß über die Qualificationen Ihrer Officiere. Ich muß mich ernstlich dahin aussprechen, daß ich für die Folge eine ganz andere Einwirkung auf Ihr Officier-Corps erwarte, Oberst!“

Wolf sah, daß er auf falschem Wege gewesen war. „Glauben Sie nicht, Sire“, sagte er, „daß ich den Eurer Majestät und dem ganzen Lande durch einen Officier meines Regiments geleisteten Dienst unterschätze. Im Gegentheil, ich und mein ganzes Regiment sind stolz auf diese That unseres Cameraden. Auch dient der Lieutenant von Wiedenbrück noch nicht lange in Eurer Majestät Garde und ich zweifle nicht, daß es in einiger Zeit seinen Vorgesetzten gelingen wird —“

„Eine bessere Meinung von ihm zu gewinnen!“ unterbrach der König ungeduldig den Obersten. „Das will ich in deren eigenem Interesse hoffen! Nun, kurz und gut, ich habe Sie rufen lassen, Ihnen mitzutheilen, daß ich die Absicht habe, dem Lieutenant von Wiedenbrück die erledigte Compagnie in meiner Chevauleger-Garde zu geben.“

„Majestät!“ sagte Wolf überrascht. — „Aber bedenken Sie, Baron Wiedenbrück ist erst vor wenig Monaten Premier-Lieutenant geworden. Er überspringt vier Vorderleute im Regiment. Das muß böses Blut in der Chevauleger-Garde, ja in der ganzen Armee setzen. Alle vorzüglichen Eigenschaften des Lieutenants von Wiedenbrück anerkannt, ihm in seinem jugendlichen Alter aber eine Compagnie der Garde anvertrauen —“

„Seine Vorderleute werde ich schadlos halten“, antwortete der König. „Daß es böses Blut setzen wird in der Armee, wenn sie sieht, daß ich das Verdienst zu belohnen weiß, glaube ich nicht. Was seine Befähigung zum Compagnie-Chef anbelangt — woher, mein lieber Oberst, — hatten Sie denn die Befähigung, als General Scherer Sie vor etwa funfzehn Jahren vom Wachtmeister zum Capitain avanciren ließ? War es nicht der Umstand, daß Sie die Gefälligkeit hatten, ihm Ihre Maitresse zu überlassen? — Ich denke, Wolf, die Sache wäre abgemacht! Jetzt

von etwas Anderem. Erinnern sie sich der reizenden jungen Frau, die uns wenige Tage vor dem fatalen Brande in der Aue begegnete? Ich habe sie heute wiedergesehen. Ein Madonnengesicht. Haben Sie noch nicht herausgebracht, wer sie ist? Einen solchen Schatz etwa in den Armen eines dickbauchigen und dünnbeinigen Epiciers zu wissen, das ist ein empörender Gedanke!"

Wolf war Höfling genug, um keine zu große Empfindlichkeit für die vorigen scharfen Worte des Königs an den Tag zu legen. „Sire, ich erfuhr ihren Namen noch am selben Tage von Würtz, aber seit dem fatalen Ereigniß fand ich noch keine Gelegenheit darüber zu berichten. Sie ist die Frau eines Employé's im Ministerium der Finanzen."

„Wir müssen dafür sorgen, Wolf, daß dieser Engel auf der nächsten Redoute erscheint. Diese liebliche Fee Abunde — diese — o könnte ich —!"

Der Kammerdiener, welcher den Gesandten Seiner kaiserlichen Majestät, Baron Reinhard, meldete, unterbrach die Auslassung der königlichen Gefühle.

„Der Teufel!" rief er. Es war dies eines der wenigen deutschen Worte, welche er in seiner bald fünfjährigen Anwesenheit erlernt hatte. „Immer wenn man sich des Lebens zu freuen gedenkt, muß der Schleicher incommodiren. Gehen Sie, Oberst, vergessen Sie nicht, was ich Ihnen sagte. Sorgen Sie

auch dafür, daß die Brandgeschichte in Vergessenheit geräth. Ich möchte nicht, daß Wiedenbrück's Antheil daran in die Oeffentlichkeit gelangt. Adieu, ich werde Ihnen gewogen bleiben." —

Jerome vermuthete, die Antwort auf die Fürstenstein'sche Note empfangen zu müssen, von der er sich sagte, daß sie, wenn sein kaiserlicher Bruder bei Abfertigung derselben nicht bei besonders guter Laune gewesen, schwerlich erfreulich lauten würde. Baron Reinhard überreichte indeß neben der Condolation über das erlittene Brandunglück nur den eigenhändigen Neujahrsgruß des Kaisers, der wörtlich lautete: „Mein Bruder, ich danke Dir für Deine Glückwünsche zum neuen Jahre; ich wünsche, daß Du in ihm endlich Hoffnung haben wirst, Vater eines Sohnes zu werden. Dies ist der beste Wunsch, den ich Dir bringen kann.

Napoleon."

Der König, wenn er auch innerlich wenig von diesem brüderlichen Gegengruß erbaut war und außerdem in seinen Gedanken sich mit dem ohne Zweifel wenig erfreulichen Bericht Reinhard's von dem Brandunglück beschäftigte, bemühte sich doch, so warm als möglich seine Freude über das kaiserliche Wohlwollen auszusprechen.

Reinhard ging dann auf den Brand über und drückte sein Bedauern über den erlittenen Verlust aus.

„Mein Trost ist nur“, sagte der König, „daß kein Menschenleben zu beklagen ist.“

Dem pflichtete Reinhard bei. „Wie man sich in der Stadt erzählt“, sagte er dann, „sollen indeß zwei Personen, außer dem Baron von Wiedenbrück noch eine Tänzerin von Eurer Majestät Ballet dabei verletzt sein.“

Der König biß sich ärgerlich auf die Lippen. Er wußte indeß Gleichgültigkeit zu zeigen und versicherte, daß ihm davon nichts bekannt sei.

Gleich nachdem der Gesandte sich entfernt hatte, meldete der Huissier Ihre Majestät an. Jerome hatte kaum Zeit, den auf dem Tische liegenden Brief des Bruders zu verbergen, als schon die Königin Katharina hereinrauschte. Jerome führte sie an der Hand zu dem Sopha und nahm mit erwartungsvoller Miene neben ihr Platz.

Die ehemalige würtembergische Prinzessin war eine üppige, den König fast überragende Blondine. Sie neigte schon zum Embonpoint, ebenso wie ihr Vater, Friedrich I., welcher der korpulenteste Monarch in Europa war. Ihr rundes Gesicht, wenn auch nicht schön noch geistvoll, war doch regelmäßig zu nennen und hatte einen freundlichen Ausdruck. Allgemein rühmte man den schönen Teint der Königin. Sie war in St. Petersburg geboren, wo ihr Vater, ein jüngerer Bruder des aus Schiller's Leben allgemein

bekannten Karl Eugen von Würtemberg, als russischer General am Hofe ihrer Pathin, der großen Katharina, lebte. Die Schwester desselben war die Gemahlin des russischen Großfürsten, nachmals ermordeten Kaisers Paul I. Katharinens Mutter war dagegen eine braunschweigische Prinzessin, Schwester des unglücklichen, bei Jena der Augen beraubten, Carl Wilhelm Ferdinand, dessen Land jetzt ihr Gemahl beherrschte. Der Czar Alexander ebenso wie der Herzog von Braunschweig waren somit rechte Vettern der Königin. Das Geschick ihrer Mutter Auguste ist eine der schrecklichsten, zum Theil noch nicht aufgeklärten Tragödien, die je auf Fürstenthronen gespielt haben. Ihr Gemahl behandelte sie schlecht, die alte Czarin, welche die Prinzessin, wie man bei Hofe flüsterte, aus Eifersucht haßte, noch schlechter, sie ließ die Unglückliche oft wochenlang einsperren. Zuletzt ward sie auf Geheiß der Czarin, obwohl ihrer Entbindung nahe, plötzlich aus Petersburg entfernt, von Gatten und Kindern, selbst ihren Dienern getrennt und dann in ein elendes Kloster gesperrt, wo die beklagenswerthe Fürstin in der Blüthe ihrer Jahre, kaum vierundzwanzig Jahre alt, ein freudloses Leben beschloß. In trüben Kindheitserinnerungen, trotz einer wohlwollenden Stiefmutter ohne Mutterliebe, voll Furcht vor dem Vater, der nur Strenge zeigte, war die Prinzessin aufgewachsen; ihrem Auftreten, wie ihrer ganzen Er-

scheinung hatte sich deshalb etwas Unsicheres und Gezwungenes aufgedrückt. Auch heute war eine gewisse Befangenheit in dem Wesen Katharinens ihrem Gemahl gegenüber nicht zu verkennen. Doch verlor sich die anfängliche Unsicherheit ihrer Haltung bei der freundlichen Zuvorkommenheit des Königs bald.

Sie zog einen Brief aus der Tasche. „Der Cardinal Fesch hat mir so eben geschrieben, daß er zu seinem großen Leidwesen von dem Brande unseres Schlosses erfahren habe. Er erbietet sich, uns sofort sein Mobiliar zu senden, um uns in einem andern Schlosse wohnlich einrichten zu können. Was meinen Eure Majestät dazu? In diesem engen Hause fühle ich mich wirklich recht unbehaglich. Auf längere Zeit möchte ich hier nicht wohnen und ich denke, daß auch Eurer Majestät der Aufenthalt in gleicher Weise unangenehm sein wird. Wie wäre es, wenn wir nach Napoleonshöhe zögen?“

„Aber es ist dort kalt und feucht“, erwiderte Jerome. „Doctor Zadig und Personne sind der Meinung, wir würden uns dort ein böses Reißen, Husten und sonstige Leiden holen. Wir wollen hier in der Stadt selbst ein neues Schloß bauen lassen.“

„Ach, das wird sehr lange dauern“, sagte Katharina. „Und dann — und dann, ich fürchte, es ist irgend eine unbekannte feindliche Macht in Cassel unserm Wohnen entgegen. Man will eine weiße Gestalt bei

unserm Einzuge gesehen haben, welche das Schloß durchwandelte und sich beide Male ein paar Tage vor dem Brande zeigte."

„Ach", erwiderte der König lachend, „man dürfte in Eurem Deutschland gar kein Schloß mehr bewohnen, wenn man sich an weiße Gestalten kehren wollte."

„Dann", bemerkte die Königin zögernd, „wird der Bau eines Schlosses so viel Geld erfordern, dazu das Mobiliar. Ich höre immer über den großen Mangel an Geld klagen. Zögen wir nach Napoleonshöhe und nähmen das Anerbieten des Cardinals an, so ersparten wir doch diese Ausgaben."

Was Katharinens Gründe gegen den Wiederbau des zerstörten Schlosses auch eigentlich sein mochten, der König hatte durchaus keine Lust auf dieselben einzugehen. Er hatte große Abneigung gegen einen Winteraufenthalt auf Wilhelmshöhe bekommen, seit die Aerzte ihm wegen der dort herrschenden feuchten Kälte Vorstellungen gemacht hatten; er war ein besonderer Feind der Kälte, und litt besonders an kalten Füßen. Deswegen eben war im abgebrannten Schlosse die Fußbodenheizung eingerichtet worden.

„Machen wir uns keine unnöthigen Sorgen, chère Catin", sagte er, indem er seiner Gemahlin kleine runde Hand ergriff und ihr die Nägel zu verschneiden begann. „Wir wollen uns schon ein neues Schloß

wieder bauen und es ausstatten, ohne daß wir nöthig haben, Onkel Fesch's großmüthiges Anerbieten anzunehmen. Vielleicht ist der Brand eine günstige Vorbedeutung des Himmels, welche anzeigt, daß wir hier in Cassel bald kein Schloß mehr nöthig haben, sondern eine größere Residenz bewohnen sollen, Warschau oder Berlin."

„O, mein Gemahl!" rief die Königin bittend.

„Du meinst, es könne auch eine üble Vorbedeutung sein. Daß uns das Schicksal meines Bruders Ludwig bald bevorsteht? Pah, ich glaube nicht. Ich denke zurück an das Haus, in dem ich geboren bin. Sein Brand war für mich das erste Vorzeichen unserer künftigen Größe. Ich war damals acht Jahre alt, mein Vater todt, meine Mutter lebte in dürftigen Verhältnissen bei Ajaccio. Josef und Napoleon waren beide in Frankreich, dieser als Unterlieutenant, jener bei der Intendantur. Lucian aber hatte erst vor Kurzem seine Advocaten-Laufbahn begonnen. Wir Uebrigen, meine drei Schwestern, mein Bruder Louis und ich waren noch Kinder. Paoli und seine Partei in Korsika, von England aufgehetzt, empörten sich gegen Frankreich, und Lucian's Einfluß auf das Volk fürchtend, hatten sie einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Es war eine schwüle Sommernacht und wir Kinder schliefen längst, als wir plötzlich durch Musketenschüsse geweckt wurden. Paoli war in Ajaccio eingedrungen

und hatte die französische Besatzung gefangen genommen. Lucian drängte zur Flucht, und kaum das nackte Leben rettend, verließen wir unsere Wohnung. Unmittelbar hinter uns aber drangen die Meuchelmörder ein, und in der Wuth, das Nest ausgeflogen zu finden, steckten sie es in Brand. Lucian, an der einen Hand mich, an der andern meine zehnjährige Schwester Pauline führend, schritt voran, die Mutter mit den älteren Geschwistern folgte. Der Wind heulte, und schauerlich erleuchtete die züngelnde Flamme uns den Weg. Unter einer mächtigen Korkeiche blieben wir stehen und sahen zurück nach der rasch lodernden Gluth, welche unsere Habe zerstörte. Die arme Mutter schluchzte laut bei dem Anblick. Weine nicht, Mutter, über den Brand, der unser Haus zerstört, sagte Ludwig tröstend und prophetisch, wir werden das Haus der Bonaparte mächtiger wieder aufrichten, als es je zuvor gestanden. So soll mir denn auch der Brand meines Hauses in Cassel keine üble Vorbedeutung sein. Durch Schwert und Feuer", fügte er nach einer Pause hinzu, „ist meine Familie zur Herrschaft über Europa gekommen."

„Nun", sagte die Königin, sich erhebend, „möge denn Gott zum Besten lenken, was mein Gemahl beschließt."

Das Residenzschloß in Cassel ward nicht wieder aufgebaut. König Jerome beschränkte sich darauf, einige Pläne von bekannten Architekten entwerfen zu

lassen. Zur Ausführung kam es nicht. Die Trümmer blieben neun Jahre liegen, bis auf demselben Platze dann jene seltsam moderne Ruine, die Kattenburg, sich erhob. Jerome ließ sich das in der Carlsau gelegene, sogenannte Orangerieschlößchen (bekannt durch das daneben liegende Bad) zur Wohnung herrichten und residirte dort vorläufig, bis er das von seinem Höflinge geräumte Schloß Bellevue bezog.

Wenige Tage später spielte sich in Cassel eine große Hofintrigue ab. Der Minister Graf Bülow kehrte von Paris zurück, wo er trotz des neuen silbergestickten Kleides nichts ausgerichtet hatte. Napoleon war weder geneigt gewesen, die geraubten Provinzen zurückzugeben, noch eine Geldentschädigung dafür zuzugestehen. Dagegen hatten Bülow's Gegner die Zeit seiner Abwesenheit benutzt, ihn diesmal mit mehr Erfolg bei Jerome zu verschwärzen. Der Mißerfolg des Ministers hatte den Glauben an seine Unentbehrlichkeit zerstört, und ein Brief desselben an seinen Schwager, den preußischen Staatskanzler Hardenberg, welchen der unermüdliche Bongars von der sächsischen Postverwaltung sich verschafft hatte, erregte ebenso durch die darin ertheilten Rathschläge, betreffs der preußischen Finanzen, Jerome's Mißtrauen, als ein anderer aufgefangener Brief, in welchem der Secretair des Ministers, Provençal, seinem Herrn geschrieben, „man erwarte ihn in Cassel wie einen Messias", den Stolz

des Königs verletzte. Die Bemühungen der französischen Partei waren stadtbekannt geworden und ganz Cassel gespannt, ob es Bülow gelingen würde, wiederum über seine Feinde zu siegen.

Als der Minister zurückkam, glich seine Ankunft einem Triumphzuge. Die ganze deutsche Partei war auf den Beinen, ihr Haupt zu empfangen. Von einer großen Menschenmenge begleitet, begab der Minister sich zum König, Rechenschaft über seine Sendung abzulegen. Jerome hörte ihn ruhig an und entließ ihn gnädig, so daß Bülow schon jubelte und sein Sieg von seinen Freunden durch ein großes Mittagsmahl gefeiert wurde. Jerome war indeß nur aus Berechnung gegen den Minister freundlich gewesen. Er hatte sich eine unangenehme Scene ersparen, einen Auflauf vermeiden wollen. Bülow's Sturz war schon vorher beschlossen. Gegen Abend erschien der General Bongars bei ihm und forderte sein Portefeuille mit dem Befehl des Königs, sich noch am selben Tage auf sein Gut Essenrode bei Braunschweig zu begeben. Bülow gehorchte sofort. Er richtete bald darauf ein Gesuch an Jerome mit der Bitte um Erlaubniß, in den preußischen Staatsdienst treten zu dürfen, was dieser sehr ungnädig verweigerte. Er blieb nun bis 1813 auf seinem Gute und wurde dann, des Hochverraths verdächtig, verhaftet. Bis zum Sturz des Königreichs erhielt er mit seiner Familie die Löwenburg bei Wil-

helms=, oder wie sie damals hieß, Napoleonshöhe, als Wohnung angewiesen. Nach 1813 endlich wurde er preußischer Finanzminister und hatte, wie er selbst berichtet, im Berliner Schauspielhause Gelegenheit, sein früheres Ministerkleid in der Jungfrau von Orleans auf den Schultern Karls VII. wiederzusehen. Das erledigte Portefeuille erhielt der frühere Staatsrath von Malchus, welcher sich bei Jerome vorzüglich durch sein brüskes Auftreten gegen die Landstände, die er in der letzten Diät wie Schulbuben abgekanzelt, angenehm gemacht hatte. Wenn auch in Wahrheit die von Malchus eingeführten härteren Steuern, der Verkauf der letzten Domainen und endlich der Staatsbankerott den natürlichen Grund darin hatten, daß Bülow die vorhandenen Fonds in seiner Verwaltung gerade aufgebraucht, deshalb nur leere Cassen zurückgelassen, daß ferner jenes Ministerium meist Friedenszeiten, dieses aber nur Rüstungen und Kriege erlebte, so urtheilte man doch im Volke nach den Thatsachen, nicht nach den Gründen derselben. Während Bülow auf seinem schwierigen Posten sich nicht nur bei seiner Partei, sondern auch im Lande großer Beliebtheit erfreute, hat wohl keiner der Beamten des Königreichs, die französischen selbst eingeschlossen, einen größern Haß auf sich zu laden gewußt, als Malchus, der Graf vom „Mariengroschen", wie der Volkswitz bald darauf den nach einer von ihm erstandenen Domaine bei

Hildesheim zum Grafen Marienrode Erhobenen getauft hat.

Mit Bülow's Sturz zerfiel die eigentliche deutsche Partei, deren Tendenz übrigens schon vorher viele einsichtige deutsche Männer, wie der Minister Wolfradt, die Staatsräthe Dohm und Martens verdammt und sich deshalb außer ihr gehalten hatten. Man mußte sich überzeugen, daß das deutsche Interesse nicht in nutzlosem Zwist mit der französischen Umgebung des Königs gewahrt werden konnte, vielmehr Aller Interesse jetzt dahin ging, Uneinigkeiten zu vermeiden, um nur dem drohenden Geschick: statt Westphalen, Franzosen zu werden, zu entgehen.

Sechzehntes Capitel.

Kurt von Wiedenbrück hatte inzwischen keine Ahnung von der Gunst, welche sein Herrscher ihm so freigebig zu schenken sich entschlossen. Er sah vielmehr den Besuch König Jerome's und die Ordensverleihung als einen natürlichen Ausfluß des Dankbarkeitsgefühles an und war fest überzeugt, daß die Geschichte damit beendet sei und allgemach in Vergessenheit gerathen würde. Seine Pläne, den westphälischen Dienst zu quittiren, hatte der junge Officier völlig aufgegeben. „Was helfen dem Menschen alle ideale Träume, alle Vorsätze und Entschlüsse?“ sagte er sich. „Dünne Fäden, wie der Spätsommer sie durch die Lüfte zieht, während, wie bei Kindern an unzerreißbarem Gängelband das Schicksal unsern Pfad leitet. Diese Bänder, welche uns Menschenkinder alle nach verschiedenen Richtungen lenken, wie der Zaum das widerstrebende Roß, man heißt sie Verhältnisse. Wohl uns, wenn wir ihrer Leitung uns willig übergeben, statt Kraft und Muth in ohnmächtigen Versuchen sie zu sprengen, abzunutzen. Ach, alle unsere Regungen und Gefühle, Haß und

Liebe, Abscheu und Begeisterung, sie sind nichts anders, als Ausläufer dieser Verhältnisse. Glücklich, wenn unser Gängelband uns denselben Weg führte, wie diejenigen Alle, welche neben uns wandeln, dann können wir unsere Fesseln mit schönen hochklingenden Worten verbrämen, können uns selbst und gegenseitig damit täuschen: unsere Noth sei unsere Tugend. Gleichviel, was nützt es, dergleichen nachzuhängen? Warum hinter die buntgemalten Coulissen blicken, nur um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es Leinwandfetzen sind? Die Täuschung ist ja so schön. Soll ich Derjenigen Treue bewahren, die mich so leicht vergaß und ihres Herzens Gefühle gewechselt, wie ein Kleid? Nimmermehr! Ich will von jetzt ab über nichts mehr nachdenken. Wie ein Fischer übergebe ich mein Boot fortan ruhig dem Wind, ich fahre am Besten dabei. Mag dann der Wind mich an Klippen zerschellen, gut; mag er mich fröhlich oben schaukeln, noch besser. Klüger thue ich auf alle Fälle, als wenn ich mir Sorgen mache über Dinge, die zu lenken doch nicht in meiner Macht steht. Ich bin jung, ich will mich des Sonnenscheins freuen, den der Himmel mir noch beut; ich will schöne Lippen küssen, will scherzen und fröhlich sein, so gut ich kann."

Mit solchen Gedanken trat Kurt vor den Spiegel, knöpfte sich die goldgestickte Uniform zu, drehte die Spitzen des Schnurrbarts zusammen und drückte den

Czako schräg auf das lockige Haar. Dann verließ er seine Wohnung, um sich von seiner Verwundung genesen zu melden. Sein Krankenlager hatte fast einen Monat gedauert.

Oberst Wolf empfing ihn anscheinend freundlich, wünschte ihm Glück, die Affection des Königs auf so schöne Weise sich errungen zu haben und gratulirte zu der ersten Huld desselben, der Ordensdecoration. Kurt dankte förmlich und ging, ohne daß sein früheres Abschiedsgesuch mit einer Silbe erwähnt ward. Offener als der französische Oberst war der deutsche Escadrons-Chef des Lieutenants. Derselbe, ein ehemaliger preußischer Officier, berichtete Kurt unter Tabacksdampf gradezu, man erzähle sich, der König sei in ihn vernarrt und habe Wolf seine Absicht mitgetheilt, ihn, Kurt, außer der Tour zum Rittmeister im Regiment zu befördern, Wolf aber habe die übergangenen Vorderleute Kurt's sofort davon in Kenntniß gesetzt. „Ich fürchte, Sie werden die erste Zeit schweren Stand haben, lieber Wiedenbrück", schloß Kurt's Chef.

Dessen Wangen waren bei der unerwarteten Aussicht auf so nahes Avancement freudig erglüht; als er aber weiter hörte, wurde sein Gesicht wieder ernst. „Das ist ja unmöglich", sagte er, „ich sollte meine Cameraden im eignen Regiment direct überspringen? Das kann des Königs Wille doch nicht sein?"

„Ich glaube es auch nicht", antwortete der Es-

cadronschef. „Wahrscheinlich wird man die Compagnien des zweiten Husarenregiments, welches jetzt errichtet wird, dazu benutzen, Püpot und Werneburg, Ihre Vorderleute, zu entschädigen. Von Maubreuil hieß es ja schon immer, er solle Stallmeister der Königin werden. Aber erfreut werden die beiden Cameraden doch nicht sein, die Residenz mit langweiligen Provinzialstädten vertauschen zu müssen, und ich fürchte, es ist Wolf nur zu gut gelungen, dieselben giftig auf Sie zu machen."

„Und warum mißgönnt man grade mir dies Avancement?" sagte nach einigem Ueberlegen Kurt. „Haben wir in unserer Armee nicht schon Beispiele genug von dergleichen Uebergehungen? Sind nicht fast alle unsere verdienten deutschen Officiere hinter französische Abenteurer gestellt worden? Haben jene darum einen so schweren Stand in ihren Regimentern gefunden?"

„Lieber Wiedenbrück, ich bin weit entfernt, Ihnen Ihr Glück zu mißgönnen. Ich kenne Sie, wenn auch noch nicht gar lange, doch als einen ehrenhaften, braven jungen Mann und halte es für eine niederträchtige Verläumdung, wenn man halb und halb zu verstehen gibt, es sei Schürzengunst, welcher Sie Ihr Avancement verdankten. Ich diene sechsundzwanzig Jahre, mit dem Kriegsjahr von 1809 siebenundzwanzig, nach drei Jahren ziehe ich mich ruhig zurück, um in

der Stille meine Tage zu beschließen. Als ich hier in die neuen Verhältnisse mich fügen mußte, war ich schon alt und meine erste Jugendkraft gebrochen, mir galt und gilt es nur, meiner Familie den Lebensunterhalt zu verdienen. Aber Sie sind jung, Sie wären ein Thor, wollten Sie die Gelegenheit verschmähen, Carriere zu machen. Der König will Ihnen wohl, er giebt dies deutlich zu erkennen, benutzen Sie es, schmieden Sie Ihr Glück! Selbst wenn Ihren französischen Cameraden, denen unerhört erscheint, daß auch einmal ein Deutscher in der Armee protegirt wird, es gelingt, Ihnen unser Regiment zu verleiden, Sie haben den König für sich und der wird schon Mittel finden, Sie anderweitig zu placiren."

Eine dienstliche Verhinderung des Rittmeisters unterbrach das Gespräch; Kurt empfahl sich, noch halb ungläubig hinsichtlich dessen, was er so eben gehört hatte. Doch schon auf der Mittagsparade erhielt er die Bestätigung. Eine königliche Ordre ernannte ihn und drei Vorderleute zu Rittmeistern, zwei derselben unter Versetzung aus dem Regimente, Maubreuil ward à la suite desselben gestellt. Außerdem wurde der Rittmeister von Wiedenbrück aber als Ordonnanz-Officier Seiner Majestät vom Regimente abcommandirt und der Rittmeister Maubreuil mit Führung der hierdurch erledigten Compagnie beauftragt.

Es war am Morgen nach Erlaß dieser Ordre, als

dem Obersten Wolf im täglichen Rapport der Rittmeister Maubreuil als krank gemeldet wurde. Unangenehm hierdurch überrascht, weil am selben Tage die Vorstellung der beförderten Officiere beim Könige stattfinden sollte, ließ der Oberst den Regimentsarzt rufen und fragte ihn nach der Art der Krankheit des Officiers.

„Der Rittmeister Maubreuil hat eine Fleischwunde im rechten Oberarm“, entgegnete der Arzt, „augenscheinlich durch eine Pistolenkugel verursacht, welche den Arm von vorn nach hinten zu durchbohrt hat, ohne den Knochen zu verletzen.“

„Das hole der Teufel!“ sagte der Oberst ärgerlich und voll Verdacht. „Wie kommt er denn in aller Welt zu der Pistolenkugel?“

Der Arzt zuckte die Achseln, und der Oberst rieb sich die Stirn. „Also der Rittmeister hat nicht sagen wollen, woher der Schuß rührt?“ fragte er.

„Das nun eben nicht, aber er drückte sich unbestimmt aus; der Schuß sei ihm bei einer Schießübung wider seinen Willen durch den Arm gefahren.“

„Und Sie können nicht sehen, ob der Schuß von einem Andern abgefeuert war, oder von ihm selbst?“

„Nun“, sagte der Arzt, „ich bin der persönlichen Ueberzeugung, daß der Rittmeister sich den Schuß nicht selbst beigebracht hat, aber absolut unmöglich ist es nicht, daß sich ein Pistol beim Scheibenschießen in

seiner linken Hand unglücklich entladen hat und so die Wunde erzeugt."

Der Oberst fand es nicht passend, den Arzt weiter auszufragen, oder meinte auch, nichts Näheres von ihm erfahren zu können und beendete das Gespräch. Da er aber gewiß zu sein glaubte, ein Duell zwischen Maubreuil und Wiedenbrück habe stattgefunden, beschloß er, diesen Umstand zu benutzen, um Wiedenbrück womöglich in Untersuchung zu bringen. Die strengen Ordres gegen das Duell machten eine solche Untersuchung für den Betroffenen sehr unangenehm. Er begab sich daher zu dem Gensdarmerie-General Bongars, seinem Schwager. Da jedoch diesem Herrn in seinen Morgen-Rapporten nichts von einem Duell gemeldet war, entschloß sich der Oberst, die Fährte von einem andern Ende aus aufzusuchen und eilte deshalb zu Maubreuil selbst.

Er fand diesen Officier sehr blaß und mit gerötheten Augen im Bette liegen. Ein Wundfieber, welches sich den Abend vorher eingestellt, hatte große Schwäche zurückgelassen. Trotzdem zeigte sich ein halb ärgerliches, halb ironisches Lächeln auf seinem Gesichte, als er den Obersten eintreten sah. Er verabscheute und verachtete diesen Vorgesetzten wegen seiner plebejischen Herkunft grade so sehr, wie dieser ihn wegen seines hochmüthigen Benehmens und seines aristokratischen

Namens. Dazu war er über den Zweck des Besuches ganz im Klaren.

Der Oberst eilte mit großer Herzlichkeit auf den Patienten zu, ergriff dessen gesunde Hand und drückte sie unter lebhafter Theilnahme an dem unglücklichen Mißgeschick, welches einen Officier gerade am Tage seines Avancements betroffen habe.

Maubreuil's Gesicht behielt jedoch denselben kühlen und fast spöttischen Ausdruck, während er mit einigen Höflichkeiten die Worte des Obersten erwiderte.

„Und wo sitzt die Wunde?" fragte der Oberst.

Maubreuil zeigte mit der linken Hand auf den Eingangs- wie den Ausgangspunkt der Kugel.

„Hm!" sagte der Oberst, „gut, daß kein Knochen verletzt ward. Und wie ist es denn gekommen, daß Sie den Schuß erhielten?"

„Es ereignete sich bei einer kleinen Schießübung", erwiderte Maubreuil. „Unglücklicherweise bekam ein Pistol die Richtung auf meinen Arm, entlud sich ganz gegen meinen Willen und erzeugte die hier befindliche Wunde."

„In wessen Hand befand sich das Pistol?„

„Parbleu, in einer durchaus nicht ungeschickten Hand, welche einem Rittmeister Ihres Regiments angehört."

Dem Oberst begann das Blut zu Kopf zu steigen. „Ich frage, haben Sie selbst sich aus Versehen diese

Wunde beigebracht, oder hat ein Anderer sie Ihnen verursacht?“

„Herr Oberst“, erwiderte Maubreuil lächelnd und artig, „Ihr gütiges Interesse an dieser unbedeutenden Angelegenheit geht wirklich zu weit.“

„Herr Rittmeister“, sagte der Oberst, roth vor Zorn, „ich fordere Sie auf, zu bedenken, ob Sie mir oder lieber dem Kriegsgerichte antworten wollen!“

„Ich denke“, entgegnete Maubreuil nach einer kurzen Pause, „daß Sie, Herr Oberst, der Meinung sind, es habe ein Duell zwischen mir und Wiedenbrück stattgefunden. Sollten Sie darin Recht haben, so würde ich Sie bitten, Ihrerseits zu bedenken, ob es klug wäre, diese Angelegenheit zu verfolgen. Sie kennen die Verhältnisse so gut wie ich, und werden wissen, daß bei unzeitigem Diensteifer man sich leicht die Finger verbrennt. Es ist nicht vortheilhaft, königlichen Günstlingen auf den Dienst zu passen!“

Der Oberst schwieg eine Weile und änderte seine Politik. Er glaubte, auf den Haß Maubreuil's gegen Wiedenbrück rechnen zu dürfen, fing daher die letzten Worte auf und sagte langsam wie im traurigen Tone: „Günstlinge, ja, Günstlinge! Was gelten unsere treuesten Dienste, die wir dem Vaterlande erwiesen, gegen die Laune des Augenblicks, welche in irgend einem jungen Manne von gestern ein Ideal sieht? Ich verstehe Sie, Maubreuil, Sie haben diese Bevor-

zugung Wiedenbrück's nicht ertragen wollen. — Ich bin der Letzte, der es Ihnen verdenkt, und Sie haben ihn gefordert. Allerdings ist es gegen die Ordre, aber wer weiß, wie ich selbst in Ihrer Lage gehandelt hätte."

„Ich erlaube mir zu bemerken, daß Alles dies eine Vermuthung Ihrerseits ist, Herr Oberst, und es Ihnen sehr schwer fallen dürfte, diese Vermuthung zur Thatsache zu erheben."

„Nun, beim Himmel!" rief Wolf bitter. „Ich komme hier zu Ihnen als Camerad, um nach Ihrem Befinden zu fragen und Sie reden mit mir, wie mit einem Inquisitionsrichter. Was wollen Sie denn? Sind Sie etwa dem Herrn von Wiedenbrück noch dankbar, daß er Sie erst übersprungen und dann in den Arm geschossen hat?"

„Sehen Sie, Herr Oberst, gesetzt den Fall, es wäre so, wie Sie sagten, was ich durchaus in keinem Buchstaben zugegeben habe, noch zugebe; gesetzt aber diesen Fall, so würde ich Ihnen Folgendes antworten: Es ist mein Grundsatz, einen Jeden zu fordern, der mir ungerechter Weise vorgezogen wird. Das thue ich im Interesse der Armee, im Interesse aller Cameraden. Im Uebrigen ist aber Wiedenbrück ein Officier, den ich in hohem Grade achte. Er ist von guter Familie, von anständigem Charakter, grade, kühn und ein ganz gescheidter Kerl. Will der König einen

deutschen Günstling haben, so thut er sehr wohl daran, Wiedenbrück zu nehmen. Der ist am Hofe ein weißer Rabe. Es ist mir höchst unangenehm, daß ich nicht ihm in den Arm geschossen habe, sondern er mir. Doch das ist eine Sache für sich. Alles dies, verstehen Sie, Herr Oberst, würde ich sagen, — wenn die Vermuthung eines Duells wirklich begründet wäre." —

Während so der Marquis Maubreuil, den ein eigenthümlich dunkles Geschick später in geheimnißvollen Zusammenhang mit den berühmtesten Namen Frankreichs bringen sollte, die Ursache seiner Verwundung und deren muthmaßlichen Urheber gegen Entdeckung vertheidigte, war dieser Letztere, der neue Günstling, der jetzige Rittmeister und königliche Ordonnanzofficier, Baron von Wiedenbrück, in die Wohnung von Fräulein Durand eingetreten, um diesen Irrstern seiner neuen Lebensepoche zu begrüßen. Sie erkannte seinen Schritt im Vorzimmer und flog ihm liebeglühend entgegen. Mit ihren kleinen Händen umfaßte sie seine starke Rechte und zog ihn in ihr Boudoir. Er folgte ihr willig, und ließ sich in den Fauteuil neben ihrem Pompadour nieder.

„Also schon fertiger Ordonnanzofficier", rief sie fröhlich und spielte mit den silbernen Schnüren, dem Abzeichen seiner neuen Stellung, auf Kurt's Brust. „Gieb Acht, wenn wir zusammen bei Hofe sein werden,

werden wir uns amüsiren. Du kommst in die Mode, ich bin es schon; Dir macht man den Hof, mir macht man den Hof, und wir lachen über Alle! Der gute König, sieh doch! was habe ich auf ihn gescholten, er ist ein guter kleiner König."

„Ich werde mich heute Morgen bei ihm melden", sagte Kurt.

„Bring ihm meinen Gruß, und ein paar Küsse nimm ihm mit", rief sie in toller Lustigkeit, die Küsse auf Kurt's Mund drückend, „er hat eine kleine Freundlichkeit dafür verdient, daß er Dich befördert hat."

„Ach, meine reizende Antoinette, was frage ich nach dem König und aller Eitelkeit des Hofes! In Deiner liebenswürdigen Gesellschaft zu sein, das ist mein Glück. Ich fürchte, weit entfernt, mich über meine Ernennung zu freuen, daß mich mein neuer Dienst viel zu viel von Dir trennen und in Anspruch nehmen wird."

„Sieh, das freut mich", sagte sie tändelnd, „das freut mich an meinem Bären, daß er galant wird. Freilich wird es ihm noch sauer, etwas Niedliches zu sagen, aber es läßt sich doch schon hören. Uebrigens, lieber Kurt, war es Unsinn, was Du sagtest. Du erzählst dem König hie und da eine amüsante Geschichte, welche ich Dir schon machen werde, außerdem stehst Du alle drei Tage einmal, um Dich zu zeigen, im Vorzimmer, — das ist der Dienst eines guten

Ordonnanzofficiers. Du wirst Dich doch nicht zum Packesel machen lassen? Sag' ihm heute nur gleich, Du hättest nicht viel Zeit; höchst wichtige und interessante Beschäftigungen zu Hause nähmen fast Deinen ganzen Tag in Anspruch."

„Damit mich der König zum Nachtdienst commandirte? Eine schöne Verbesserung!"

„Geh", sagte sie und schlug ihn sanft auf die Lippen. „Du wirst ein Schelm! Aber das sage ich Dir ernsthaft, stelle Dich gleich Anfangs auf den richtigen Fuß mit dem Könige. Er hat Verstand, ist aber nachlässig und inconsequent und will amüsirt sein. Sei Du immer ruhig, besonders sei derb, Höflichkeit gelingt Dir doch nicht, und ein krummer Rücken steht Dir schlecht."

Die hübsche Diplomatin war diesen Morgen reizender als je, wenigstens schien es Kurt so. Ihr Morgenanzug, einfach und ganz weiß, stand ihr allerliebst, sie entfaltete in ihrem Wesen eine unschuldige Koketterie, welche den jungen Mann völlig bezauberte. Durch Julietten ließ sie nun ein kleines Frühstück bringen, damit Kurt bei der bevorstehenden Audienz nicht verschmachte, schenkte ihm ein Gläschen Maraschino ein, schälte ihm Trüffeln, sagte ihm hundert anmuthige Sachen, und so rückte unter Schäkereien die Stunde der Audienz heran.

Der König residirte noch im Orangerieschloß, und

dort fand die Vorstellung der Beförderten statt. Etwa eine halbe Stunde hatten diese im Empfangszimmer zu warten. Der Oberst und Kurt maßen sich mit forschenden und feindseligen Blicken. Endlich ward die Thür geöffnet, und der König trat schleppenden Schrittes herein. Er trug seine Grenadier-Uniform, welche den magern Körper nachlässig umhüllte und sah ermüdet aus, wie gewöhnlich.

Der Oberst stellte die drei avancirten Herren vor, indem er den Rittmeister Maubreuil krank meldete. Er that es mit bittersaurer Miene, doch hatte ihm Bongars dringend gerathen, des Duells nicht zu erwähnen, da dasselbe so heimlich veranstaltet worden, daß die Polizei nichts davon wisse und daher alles Gehässige der Denunciation nothwendig auf ihn fallen müsse. Der König richtete einige freundliche Worte an die Officiere, welche ihren Dank aussprachen, und erklärte, „es habe ihn sehr gefreut, einen so jungen Officier, wie Herrn von Wiedenbrück, auf die besondere Empfehlung seines Obersten zum Rittmeister ernennen zu können. Dann verabschiedete er die Herren mit Ausnahme Kurt's, welcher ihm auf einen Wink ins Wohnzimmer folgte.

Hier streckte sich der König in einem Lehnstuhle dicht am Kamine aus, blickte nachdenklich in die Gluth und wärmte sich die Füße, indem er die Sohlen abwechselnd dem Feuer näherte. Einen großen Contrast

zu dieser zusammengesunkenen Figur mit dem blaßgelben Gesichte bildete Kurt's hohe Gestalt, wie er in militairischer Haltung der Befehle Jerome's gewärtig dastand, jeder Zoll Kraft und Gewandtheit. Der König wandte sich zu ihm, freundliche Gutmüthigkeit lag auf seinem Gesichte und er sagte mit sanfter Stimme, in welcher jener unbeschreibliche Zauber lag, den er sowohl wie sein Bruder Napoleon besaß: „Nicht wahr, mein Freund, Sie sind mir zugethan und ein ehrlicher Mann!“

„Majestät!“ rief Kurt und ergriff die Hand, welche ihm der König bot, „Sie sollen einen treuen Diener an mir finden!“

„Ich bedarf deren“, sagte der König, „ich bedarf treuer Diener und Freunde, und zu Ihnen habe ich Vertrauen. Ich bin ein bischen gegen Euren Willen hierher gekommen, und daß Ihr in mir den Fremden und Eroberer seht, kann ich Euch so sehr nicht übel nehmen. Das Schicksal spielt mit Völkern wie mit einzelnen Menschen. Auf diesen Thron hatte ich eben so wenig ausgeschaut, wie Ihr auf das Land, welches für ihn zusammengelegt ist. Ob es mir in späteren Jahren beschieden ist, mir die Neigung und Liebe meiner Unterthanen zu erwerben — Gott mag es wissen! Jeder aber, der mich kennt und ehrlich sein will, muß zugeben, daß ich die besten Absichten für mein Land mitgebracht habe und noch hege. Aber wie

ich bin, machtlos gegen den Druck von außen, die Untreue von innen, kann man mich da verdammen, wenn ich bei der Sisyphusarbeit, Andere zu beglücken, die Geduld verloren und in der Berauschung des Vergnügens Vergessenheit gesucht und gefunden habe? Und darum verlästert man mich bei dem Bruder wie den Unterthanen. Ach, ich bin nicht mein Enkel. — Meinem Vorgänger, dem letzten Landgrafen, setzte das „dankbare Vaterland“ ein Denkmal, weil er seine Söhne nach Amerika verkaufte. Habe ich leichtfertiger gelebt, wie meine Vorgänger in Cassel, in Braunschweig, in Hannover? Die Damen Eures Adels drängen sich so gut zu mir, wie zu Jenen, soll ich sie zurückweisen? Ich habe wenigstens nie, wie jene Fürsten, ihre Töchter mit Gewalt entführt, nie wissentlich meinen Maitressen Einfluß auf meine Regierung gestattet. Bestrebt war ich, gerecht zu sein und das Verdienst zu ehren, habe durch gute Gesetze mein Volk aus mittelalterlichem Dunkel zu heben gesucht. Verrath, offnen und versteckten, suchte ich mit einer Milde zu behandeln, welche, so glaube ich, unerhört ist in Eurem Lande für Vergehen gegen die Person des Monarchen. Aber weiß man mir's Dank? Es ist doch so leicht, als Herrscher sich beliebt zu machen. Einige freundliche Worte an den Einzelnen, ein Gruß aus dem Wagen unter die Menge geworfen, ein paar schöne Phrasen, die man öffentlich spricht, genügen

schon, das Volk zu entzücken, es das angethane Unrecht vergessen zu machen. Warum gelingt mir's denn nicht? Wäre mein Großvater König von Westphalen gewesen, man würde mich vergöttern, statt mich zu verwünschen. Wie der treue Hund sich von dem alten Herrn lieber schlagen, als vom neuen liebkosen läßt, so wünschen sie sich in romantischer Wehmuth den Angestammten zurück und mit ihm die ehrwürdige Fuchtel, welche schon seine Ahnen über ihren Vätern geschwungen! Ich aber mag thun und lassen was ich will, jene rührende Anhänglichkeit kann ich nie erlangen. Das Einzige, was ich vorerst vermag, ist, mir die Anerkennung der Gebildeten zu erringen. Vielleicht wird die Nachwelt milder über mich urtheilen. Die Geschichte, will sie gerecht sein, muß einst sagen: Hieronymus hat seinem Lande manches Gute erwiesen. Doch dafür mag sie selbst sorgen. Mich dünkt, sie lügt zuweilen und wird grade das Gegentheil aussprechen."

Kurt, wenn er auch innerlich oft widersprechen mußte, war doch erstaunt über diesen Ausbruch von Offenherzigkeit. „Sire", antwortete er, da ihn der König wie in Erwartung einer Antwort anblickte, „ich habe den Glauben, daß die Geschichte, wenn auch zuerst von persönlichen Leidenschaften beeinflußt, doch nach einer gewissen Zeit einen treuen Spiegel der Ereignisse bietet, und daß die guten und großen Thaten edler Monarchen nie vergessen werden."

„Pah“, sagte Jerome, „das glaubt man nicht mehr, wenn man die Ereignisse selbst gesehen und mit bewirkt hat, welche den Geschichtsschreibern dermaleinst Stoff bieten werden. Sehen Sie, Wiedenbrück, ich bin kein Gelehrter, ich wünsche oft, ich hätte mich, wie mit vielen Dingen, so mit Geschichte mehr beschäftigt. Was ich aber erlebte, hat mich von dem Wenigen, was ich lernte, gründlich curirt. Mein Bruder hat die Gestalt Europa's verändert, wir Bonaparte sind die Helden des Jahrhunderts. Was die Geschichte aber aus uns machen wird —? Ich habe das Gefühl, es wird ein künstliches Gewebe von lauter Unsinn sein. Soll ich mir vorher schon den Kopf darüber zerbrechen? Es fällt mir nicht ein. Ich bin noch jung und möchte das Leben genießen. Da ich einmal König bin, will ich mein Scepter festhalten und will es führen, so gut ich kann.“ — Jerome schwieg, dann sich besinnend, fuhr er lächelnd fort: „Aber ich bin von dem Ziel, das meine Worte haben sollten, abgekommen; auf Umwegen kehre ich zu ihm zurück. Ich will kurz sein. Sie, Wiedenbrück, sollen mein Freund sein, sollen mich unterstützen. Durch Sie will ich die Stimme meiner Unterthanen hören, Sie sollen mir sagen, wie man im Volke über mich denkt, mich darin unterstützen, dies Scepter zu führen. Ihnen vertraue ich. Sie sind ein Deutscher, von dem ich glaube, daß er es zugleich mit mir und seinem Lande gut meint.“

Freudig überrascht antwortete Kurt nach kurzem Besinnen: „Ich bin jung und unerfahren, Majestät, Sie haben so viele treue und erprobte Diener unter meinen Landsleuten.“

„Reden Sie mir nicht von ihnen“, unterbrach ihn der König. „Ich kenne sie Alle, die Sie mir nennen können. Da ist, der mir in so einflußreicher Stellung diente, der Minister von Bülow. Ein tüchtiger Finanzmann, aber seine übrigen Eigenschaften bewogen mich, ihn zu entlassen. Ich weiß, daß er mich verrieth, indem er mit unsern Feinden in Preußen conspirirte. Dann ist da Dein Freund, der Minister Wolfradt; grob, folglich ehrlich, ist er, und seine Rede, die er in den Ständen gegen sein altes Fürstenhaus gehalten, verbürgt mir seine Treue, aber wollte ich darum ihm vertrauen, würde ich binnen Kurzem in allen hohen Stellen meines Reiches nur Braunschweiger sitzen und den Staatssäckel nur dazu verwendet sehen, ihrem Ländchen aufzuhelfen. Malchus wird mir mit Eifer dienen und meinen Beutel füllen, so lange ich oben sitze, er würde denselben Eifer aber auch dem Großmogul entgegentragen, wenn der König in Cassel wäre. Auch das Land ist ihm gleichgültig. Vor alle Dinge geht ihm sein eigener Vortheil. — Da ist Leist; wenn man mich recht berichtet, verdankt ihm das Schulwesen viel, aber er ist aufgeblasen wie ein Pfau. Wozu sie aber Alle herzählen, die Dohm, die Martens, die Ochs,

die Malsburg? Mögen sie ehrlich und treu sein, mögen sie hinter ihren Acten oder im Parademarsch Vorzügliches leisten, sie Alle sind zu alt und pedantisch, mir nicht sympathisch. Sie aber, Wiedenbrück, sind jung wie ich, haben Lebenslust und leichten Sinn. Sie können fühlen, wie mir's um Herz ist, jene nicht. Auf gesundes Urtheil kommt's beim Regieren mehr an, wie auf Kenntnisse. Widersprechen Sie nicht weiter, es bleibt dabei, wir werden Freunde werden, einander fortan mit Rath und That beistehen, hier ist meine Hand, schlagen Sie ein!"

Das war die erste Audienz, welche Kurt bei seinem Fürsten hatte.

Siebenzehntes Capitel.

Daß König Jerome den Druck von außen, nämlich den seines kaiserlichen Bruders, als vorzüglichstes Hinderniß bezeichnete, seiner Unterthanen Neigung zu erlangen, war nur zu richtig. Diese Neigung kann ein Herrscher erst erwarten, wenn er den Regierten zu zeigen weiß, daß seine Interessen mit den ihren zusammengehen, und solches Zusammengehen lag durchaus nicht in dem Plane des gewaltigen Mannes. „Avant tout vous resterez toujours Français“ war die Phrase, die er allen seinen gefürsteten Verwandten nicht oft genug einprägen zu müssen glaubte.

Louis Bonaparte, der König von Holland, war seiner Krone beraubt worden, da er als Niederländer sich zu fühlen begann. Joseph ward, da die Neapolitaner die Vorzüge seines Regiments vor dem Bourbonischen zu würdigen schienen, nach Spanien versetzt, und dessen Nachfolger, König Murat, war schon von Napoleon die Drohung geworden, seinen Thron an die Bourbonen zurückzugeben. Die Vergewaltigung, über welche die unglücklichen unter dem Namen Westphalen vereinigten

Provinzen zu klagen hatten, war schrecklich härter, wie in irgend einem andern Lande des Rheinbundes, ja selbst wie in Preußen. Denn in diesem letztern Lande hatten die Franzosen immer noch den Verzweiflungskampf von Fürst und Volk zu befürchten, von Westphalen aber, von dem Bruder des Kaisers, dem durch französische Bajonette usurpirten Fürsten, schien ein solcher Widerstand gar nicht denkbar.

Für die allgemeine Stimmung in Deutschland ist die Audienz bezeichnend, welche im Januar 1811 kurz vor dem Schloßbrande, ein hannoverscher Edelmann, Staatsrath Freiherr Scheele, von Jerome sich erbat. Nach einleitenden Worten, er sei von mehreren süddeutschen Fürsten beauftragt, den König zu sondiren, in wie weit er geneigt sei, sich mit ihnen zu verständigen, erklärte er, dieser Fürsten Ansicht nach sei das einzige Mittel, Frankreichs Usurpationen abzuwehren, eine Liga der Cabinette, welche sich gegenseitig die Integrität ihrer Gebiete garantirten. Jerome, obgleich erst neuerdings von Napoleon in seinem Gebiet arg geschädigt, hatte doch Einsicht genug, sich zu sagen, daß wenigstens in den nächsten Jahren ein Bündniß gegen den Kaiser für ihn eine Unmöglichkeit sei. Er war daher zurückhaltend, und Scheele, der wohl mehr Entgegenkommen erwartet hatte, unterließ es, den König in weitere Details einzuweihen. Jerome entließ ihn freundlich, dankte ihm für seine Anhänglichkeit und

beschloß, die ganze Sache als Handhabe gegen seinen mächtigen Bruder zu benutzen, indem er ihm den Vorfall einfach mittheilte. Napoleon, sei es, daß er der Meldung keinen Werth beilegte, oder daß er seinen Bruder nicht auf die Idee des Widerstandes kommen lassen wollte, antwortete kühl: die Sache würde wohl nichts weiter, als eine Falle (piège) für ihn, den König, sein. Uebrigens wäre es nicht das erste Mal, daß er aus Berlin, oder aus anderen deutschen Residenzen die Mittheilung erhalten hätte, der König verfolge eine andere Richtung, als er ihm angewiesen, eine Richtung, welche seinem Credit, wie seinen Angelegenheiten nur schaden könne.

Wenn irgendwo, ward in Westphalen der alte Vers „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi", zur Wahrheit. Weil Napoleon Ursache zu haben glaubte, mit dem häuslichen Leben Jerome's unzufrieden zu sein, wurde ihm sein Land zerrissen und die Steuerlast, statt vertragsmäßig vermindert zu werden, erhöht. Weil der Befehlshaber der kaiserlich französischen Truppen in Jerome's Lande sein persönlicher Feind war, wurde Alles aufgewandt, diese Last möglichst hart und demüthigend zu machen.

In der guten Stadt Hamburg, — „gut" war damals eine Auszeichnung, die durch Moniteursdecret verliehen wurde — hatte seit 1810 als Generalgouverneur der 16. Militairdivision, des jenseits des Rheins ge-

legenen Theils des Empire, der Reichsmarschall Louis Nicolas Davoust, Prinz von Eckmühl und Herzog von Auerstädt, seinen Sitz. Die sämmtlichen Truppen in jenen Landstrichen, wie auch in Westphalen, Mecklenburg und Schwedisch-Pommern, sämmtliche Festungsbesatzungen von Stettin und Glogau bis Magdeburg, Erfurt und Minden standen unter seinem Befehl. Auf das Wappenschild dieses Mannes hatte sein Kaiser die stolzen Worte „Eckmühl und Auerstädt“ gegraben, und seit der Zeit hatte im ganzen Kaiserreich kein Name einen bessern Klang, als der seine. Während die meisten französischen Marschälle aus niederem Stande in der Revolutionszeit emporgekommen und früher Kellner, Ladendiener, Buchdrucker oder Stallknechte gewesen waren, war Davoust einer der Wenigen von altem Adel. Er war ebenfalls einer der Wenigen, welche sich von Raub und Plünderung der Habe der Besiegten rein gehalten hatten, und forderte ebenso auf das Strengste dieselbe Redlichkeit von seinen Untergebenen. Man erzählt, daß, als das Corps des Marschalls einst in der Nähe eines österreichischen Parkes lagerte, seine Soldaten nicht wagten, die Obstbäume der reifen Früchte zu berauben. Aber trotz dieser Rechtlichkeit, welche, scheinbar dem gebildeten Menschen anerzogen, ihm doch in langen Kriegen so leicht verloren geht, ist wohl kein Name in unserm Lande mit mehr Fluch und Verwünschung, mit mehr Furcht und Grauen ge-

nannt worden, als der seine, der Name, welchem er selbst später im Winter 1813 ein so schauerliches Denkmal in den Ottenser Gräbern gesetzt hat, der Name, der noch jetzt im Munde des Volkes lebt, mit dem die Mütter an der Elbe noch heute ihre Kinder schrecken, wie die römischen Mütter mit dem Namen des Punischen Siegers. Mitleid und Erbarmen, geschweige irgend andere Rücksichten kannte er nie, sondern einzig das Interesse, die Ehre des Kaisers und seiner Armee. Die Genüsse der Tafel, Vergnügungen und Belustigungen außerhalb des Dienstes waren ihm unbekannt, lachen sah man ihn nie. Trotz seiner Strenge bei seinen Soldaten wegen seiner Fürsorge für ihr Wohl und seiner hohen Unparteilichkeit beliebt, stand er doch mit keinem seiner in gleichem Range befindlichen Cameraden näher, mit vielen von ihnen, so mit Murat, Berthier, Bernadotte, war er persönlich verfeindet. Eine solche steinerne Natur konnte mit der eines Jerome wenig Harmonisches haben und der Marschall gab sich nicht die Mühe, seine Abneigung gegen den Bruder des Kaisers zu verheimlichen. Bei seinen häufigen Inspicirungsreisen durch das ganze Königreich Westphalen besuchte er den Casseler Hof niemals; trotz der vielfachen Beziehungen, die er als Commandeur der französischen Garnison im Königreich zu der westphälischen Regierung haben mußte, würdigte er nie den König einer persönlichen Zuschrift.

Davoust's Abneigung gegen Jerome lag indeß tiefer, als in bloßer Mißachtung, sie war offene Feindschaft, und die Ursache eine alte.

Nachdem der General Bonaparte das Directorium gestürzt und selbst unter dem Namen des ersten Consuls die Geschicke Frankreichs zu lenken begonnen hatte, rief er seine Familie und mit ihr seine jungen Brüder nach Paris. Jerome wurde als Zögling in der Militairschule untergebracht, in welcher ein jüngerer Bruder des damaligen Generals Davoust erzogen wurde. Jerome war vierzehn Jahre alt und zwei Jahre auf der Schule, als er sich zum ersten Mal und zwar in die Tochter des Portiers derselben verliebte, und der ein Jahr ältere Davoust war sein Nebenbuhler. Es kam zu einem heftigen Streit, und als angehende junge Krieger beschlossen Beide, die Sache durch ein Duell zu entscheiden. Jeder kaufte sich ein Terzerol, und ohne Zeugen begaben sie sich ins Vincennesholz, setzten sich auf den Erdboden, einige Schritte von einander entfernt, und beschossen sich. Beide müssen keine große Pistolenschützen gewesen sein, denn sie beschäftigten sich zwei Stunden lang unausgesetzt mit Laden und Abfeuern, bis es endlich dem jungen Davoust gelang, seinen Gegner zu treffen. Die Kugel war in Jerome's Seite gedrungen, und ein Strom von Blut ergoß sich aus der Wunde. Der Knabe fiel zurück und verlor die Besinnung. Davoust lief nun fort, rief nach Hülfe,

und als er diese endlich fand und mit ihr zurückkehrte, konnte er die Stelle wo der ohnmächtige Jerome lag, nicht wiederfinden. Soldaten mußten aufgeboten werden, und erst vier Stunden später, am Nachmittag, fand man bei militairischer Absuchung des Holzes den jungen Bruder des ersten Consuls. Die Wunde war namentlich durch den erlittenen Blutverlust sehr gefährlich geworden. Jerome schwebte lange zwischen Tod und Leben. Die Kugel wagte der Arzt nicht mehr herauszuschneiden, sie blieb im Körper, und man hat sie erst über 50 Jahre später bei Secirung der Leiche des damaligen kaiserlichen Prinzen Jerome platt gedrückt zwischen zwei Rippen gefunden. Wenn die ganze Sache nun auch in Wirklichkeit nur ein kindischer Streich war, Napoleon nahm die Verwundung seines Bruders doch sehr ernst. Der junge Davoust wurde von der Schule entfernt. Er nahm sich dies so zu Gemüth, daß er durch Selbstmord sein Leben beendete. General Davoust, dessen einziger von ihm väterlich geliebter Bruder der Unglückliche gewesen, ward davon tief erschüttert; seit dem Tage erhielt er jenen finstern, der Welt und ihren Freuden abgestorbenen, Charakter. Während seiner Anwesenheit in Hamburg hat Davoust kein Mittel unbenutzt gelassen, Jerome zu demüthigen und seine Autorität zu untergraben. Als einmal die zu zahlende Geldcontribution nicht rechtzeitig in Hamburg abgeliefert ward, ließ der

Marschall Husaren über die Elbe rücken, welche ohne Umstände die Zollcasse in Lüneburg wegnahmen und fortführten. Der Friedensrichter in einer osnabrückischen kleinen Stadt wurde ohne Umstände auf seinen Befehl verhaftet und nach Hamburg geschleppt, weil nach Davoust's Ansicht ein Bürger, welcher seine Einquartierung nicht zu deren Zufriedenheit verpflegt hatte, von jenem zu milde verurtheilt worden. Solche Fälle wiederholten sich fast täglich und nur das ehemalige Kurhessen, in dem keine französische Garnison lag, ausgenommen, war im ganzen Königreich schwer zu entscheiden, wer eigentlich wirklicher Regent war, der Marschall oder der König. Wenn Davoust in eine westphälische Stadt kam, und Behörden und Officiere sich um ihn schaarten, er die Einen herablassend belobte, die Andern mit den schroffsten Ausdrücken schalt, glich sein Auftreten eher dem eines Herrschers, als dem eines fremden Generals.

Der König von Westphalen klagte zwar seinem Bruder fortwährend Davoust's Uebergriffe, erhielt aber entweder gar keine Antwort, oder eine das Verfahren des Marschalls billigende. Eine der neuesten Kränkungen war die Proviantirung der Festung Magdeburg gewesen, welche der Marschall in Folge der letzten kurzen kriegerischen Haltung Preußens verlangt hatte. Das westphälische Gouvernement hatte mit großer Anstrengung die Millionen aufgebracht und dem

Verlangen gewillfahrt, als Davoust, bemerkend, daß die Westphalen die aufgespeicherten Vorräthe überwachen wollten, sie schleunigst zu Spottpreisen verschleuderte, um bald darauf, 1812, eine neue Proviantirung zu fordern. Jerome hatte allmälig eingesehen, daß seine Klagen in den Tuilerien nur ungehört verhallten und darum nach der Beraubung seines Gebiets einen heftigen Brief an den Kaiser geschrieben, worin er mit Abdankung drohte. Die Antwort auf denselben war lange ausgeblieben, Jerome glaubte daher schon, das Schreiben sei unterschlagen worden, um dem Kaiser den Aerger zu ersparen und machte deshalb dem französischen Gesandten, Baron Reinhard, auf Zureden seines neuen Günstlings Eröffnungen, welche demselben Gedanken Ausdruck gaben und alle seine Beschwerden noch einmal zusammenfaßten.

Ein Vierteljahr nach dem Schloßbrande war etwa vergangen, als der Hof sich rüstete, von Bellevue nach Napoleonshöhe überzusiedeln. Der neue Günstling war in dieser Zeit rasch emporgestiegen, zur größten Verwunderung aller Hofleute, welche nicht begreifen mochten, wie der König an einem Deutschen, der nach ihrer Meinung wenig Geist und noch weniger Tact hatte und den Respect gegen seinen Herrn so oft außer Augen setzte, nur so lange Gefallen finden könne. Sie vergaßen, daß es grade Kurt's rückhaltslose Offenheit, seine frische unverstellte Natur war, welche

ihn dem schwankenden Gemüthe des Königs angenehm machten, der sonst seit Bülow's Sturz überaus mißtrauisch gegen seine deutsche Umgebung geworden war.

Es war an einem Vormittage in den ersten Tagen des Mai, als Kurt wie gewöhnlich unangemeldet bei seinem Monarchen eintrat. König Jerome saß am Ofen und wärmte sich die Füße.

„Da haben wir die Bescheerung, Wiedenbrück", redete er in mattem Tone seinen Ordonnanzofficier an. „Ich sagte es gleich, aber Du wolltest es nicht glauben! Lies das!"

„Ein Brief des Kaisers?"

Jerome schüttelte den Kopf. „Dazu haben Seine kaiserliche Majestät, mein erhabener Bruder, noch nicht die Zeit gefunden. Nur von Maret an Reinhard, und Reinhard gab mir den Brief zur Vereinfachung seiner Mittheilung.

Der Brief des kaiserlichen Ministers des Aeußern, Maret, Herzogs von Bassano, lautete:

„Seine Majestät der Kaiser und König hat die Reihenfolge Ihrer Depeschen bis Nummer 309 vor Augen. Die Unterhaltung, welche Sie mit dem Könige gehabt haben, und welche in Ihrer Nummer 307 gemeldet ist, war nicht geeignet, einen günstigen Eindruck zu machen. Aber der König hat sich getäuscht, wenn er gedacht hat, daß die Art von Drohung, welche

er seinen Klagen beimischen zu müssen geglaubt hat, auf die Entschlüsse Seiner Majestät von Einfluß sein könnten. Er muß Seine Majestät zu gut kennen, um nicht zu wissen, daß, wenn es ihm einfallen sollte, das auszuführen, was er Ihnen angekündigt hat, es ihm die Freundschaft kosten könnte, welche Seine Majestät für ihn hat, aber daß es für Seine Majestät keine Verlegenheit sein würde, einen Staat mehr zu regieren. In diesem Sinne, wünscht Seine Majestät, sollten Sie sich darüber ausdrücken."

Der König beklagt sich über die Lasten, welche seine Unterthanen drücken, aber wie viel unnütze Lasten sind nicht darunter? Und gerade diese, ist es Frankreich, welches sie auferlegt? Ist es Frankreich, welches die westphälische Armee auf einen Bestand von siebenundzwanzigtausend Mann gebracht hat? Im Gegentheil hatte die Constitutionsacte die Zahl der Truppen, welche das Königreich unterhalten sollte, auf zwölftausendfünfhundert Mann festgestellt. Frankreich hat nicht verlangt, daß der Hof von Cassel an Glanz und Luxus mit dem kaiserlichen wetteifern sollte. Frankreich hat so viel Verschwendung und unnütze Ausgaben nicht angerathen. Im Gegentheil, Sie sind häufig beauftragt worden, Sparsamkeit anzuempfehlen und darauf zu bestehen, man möge lieber die Höfe Deutschlands sich zum Muster nehmen. Diejenigen Kosten selbst, welche durch Frankreich auferlegt zu sein scheinen, sind

sie nicht zum Vortheil des Königreichs? Sind nicht die zwölftausendfünfhundert Mann französischer Truppen, welche es unterhalten muß, zu seiner Vertheidigung? Hatte nicht ein Ersatz geschaffen werden müssen für die Truppen, welche dem neugegründeten Königreiche fehlten? Und gestattete denn die Vorsicht, um es zu bewachen und zu vertheidigen, sich einzig auf die einheimischen Truppen zu verlassen, deren Geist erfahrungsmäßig so schlecht ist? Geschieht es nicht zur Vertheidigung der Staaten des Rheinbundes, wenn die französische Armee deren Gebiet betritt, und ist es nicht gerecht, daß sie ihre Nahrung in den Ländern findet, welche sie behütet? — Der König hat Ihnen gesagt, Westphalen allein trage diese Lasten, während die andern Staaten davon befreit wären. Der König irrt sich. Die französischen Truppen waren länger als ein Jahr in Baiern und haben dort nichts gekostet, waren in Württemberg, Baden, dem Großherzogthum Hessen und Frankfurt, und wurden auch dort auf Kosten dieser Länder unterhalten. Der König beschwert sich ferner über Requisitionen, aber es gibt ein einfaches Mittel sie zu vermeiden, nämlich sie überflüssig zu machen, indem er den französischen Truppen Alles liefert, dessen sie bedürfen. Uebrigens hat Seine Majestät durchaus nicht gebilligt, daß Sie zu verstehen gegeben haben, man dürfe zur Ernährung der französischen Truppen die vierhunderttausend Francs verwenden,

welche man dem kaiserlichen Schatze schuldet, ich sehe jedoch aus Ihrer Nummer 309, daß man nicht beabsichtigt hat, sie zu diesem Zwecke zu verwenden. Le duc de Bassano à M. Reinhard. Paris, 5. Février 1812."

Kurt faltete das Schreiben zusammen und legte es, ohne ein Wort zu sagen, auf den Tisch.

„Was meinst Du zu diesen liebenswürdigen Auslassungen meines Bruders, Freund?" sagte Jerome.

„Ich vermag nicht zu fühlen, wie einem Könige zu Muthe ist, Sire", sagte Kurt nach einiger Ueberlegung in ernstem Tone. „Ich glaube aber, es fällt sehr schwer, wenn man Kronen niederlegen muß."

Jerome sah seinen Ordonnanz-Officier einen Augenblick mit einem mißtrauischen Blicke an. Er besann sich aber rasch und antwortete: „Du magst Recht haben. Gewiß, es muß schwer fallen. Warum wohl? Ist es wirklich ein so hohes Glück, in einem kleinen Theile unserer Erde der Erste zu sein? Kann ein wohlhabender Privatmann nicht weit sorgenfreier und zufriedener leben, als unser einer? Für die krummen Rücken, die man uns macht, muß man wahrlich genug Aerger hinunterschlucken. An diese langweilige traurige Scholle gebunden — überall von der Etikette eingeengt — ohne Wahl, gegen das widerstrebende Herz, auf des tyrannischen Bruders Befehl verheirathet, ist das beneidenswerth? Und wenn noch die Liebe der

Unterthanen mich dafür entschädigte! — Sobald ein Blatt neben mir vom Baume fällt, glaube ich den Tritt des Meuchelmörders zu vernehmen! Ruft die Glocke die Andächtigen zum Gebet, wähne ich, der Aufruhr sei es, der sie schwingt! Das sind Königsfreuden, und doch beneidet man uns vor allen Sterblichen, doch gilt seit des Babyloniers Naboned und des Macedoniers Perseus Zeiten als der schwerste und tragischste Verlust, den ein Mensch an irdischen Gütern erleiden kann, — der Verlust einer Herrscherkrone!"

„Einen eigenen Reiz hat es, ich gestehe es, König zu heißen, selbst wenn man nur ein Schattenfürst ist wie ich. Jetzt, wo diese Frage an mich herantritt, empfinde ich wenig Verlangen, gleich einem General nach einer verlornen Schlacht oder einer schlechten Parade, mir den Abschied von Napoleon zu erbitten. Denkst Du anders? — Hältst Du es für meine Ehre unumgänglich erforderlich, daß ich meine Demission als König von Westphalen einreiche?"

„Entsagung zu rathen, ist leichter als sie zu üben!" antwortete Kurt ausweichend. „Sie nennen sich zwar selbst einen Schattenkönig, Sire, aber wenn Sie auf dem Throne bleiben, — Sie können trotz aller Abhängigkeit von Frankreich doch in Ihrem Lande segensreich wirken, können es vor einem großen Unglück bewahren, dem Unglück: Französisch zu werden."

„Ich wollte, ich hätte dies Danaergeschenk nie an-

genommen! Glücklich, sorglos säße ich noch an Deiner Seite, Elisa, Du verstoßenes, unglückseliges Weib, bei Dir, mein armer Sohn, den ich verlassen, noch ehe er mir geschenkt ward! — Mein Gewissen wäre rein geblieben! Jetzt muß ich den Fluch des Himmels tragen, der mir ein nie gewünschtes Weib aufzwang und dennoch einen — Erben mir versagte!!“

Der König sprang auf und schritt wild durch das Zimmer. „Muß ich die Einsamkeit nicht fliehen? in rauschende, wüste Lust mich nicht stürzen, mein Inneres zu betäuben? Bin ich allein, stehst Du nicht geisterhaft vor mir, abgehärmtes Gespenst Elisa Patterson's, unser Kind auf dem Arme?“

Jerome schwieg, faltete die Hände hinter dem Kopfe zusammen und sah vor sich nieder. Dann sagte er in verändertem, leichtem Tone: „Vielleicht wär's ein Mittel, was bei meinem Bruder Napoleon verschlüge. Wenn ich ihm mit Elisa drohte? Er hat sich's solche Mühe kosten lassen, diese Heirath zu sprengen; — ich glaube, ich wage es. —

„Ach, es war die glücklichste Zeit meines Lebens, als der Bruch des Friedens von Amiens durch das perfide Albion mich unter den Schutz des Sternenbanners flüchten machte. Die Engländer blokirten mich, ich mochte mich begeben in welchen Hafen der Union ich wollte, stets hatten es ihre Spione ausgemittelt und ihre Schiffe lauerten mir auf. Sie legten,

dünkt mich, auf das Entkommen meiner unbedeutenden Person ein viel zu großes Gewicht. Indessen war das meinen jungen Jahren gar so unbequem nicht, die Amerikaner schwärmten ja alle für Napoleon, und ich ward zu Baltimore in einer Weise fetirt, die mich heute wahrscheinlich umbringen würde, mir aber damals ungemein gefiel. Ebenso wie die Amerikaner ungeschlacht sind, so reizend und lieblich sind ihre Weiber. Nirgends habe ich so anmuthige Erscheinungen gesehen, als drüben jenseits des Oceans. Die lieblichste von Allen war aber sie, Elisa. Ich war neunzehn Jahr alt, ich liebte sie bald zum Sterben und sagte es ihr, so oft ich dazu Gelegenheit fand. Und solcher Gelegenheiten fanden sich viele, denn die Familie Elisa's, eine der ersten und reichsten der Stadt, war natürlich stolz, den Bruder des ersten Consuls so oft in ihrem Hause zu sehen. Während ich an den blauen Augen Elisa Patterson's hing, schlug mein Bruder sich den Kaiserpurpur um die Schultern, wollte dann von Boulogne mit großem Gefolge nach England fahren, besann sich aber, schlug die Oesterreicher und hernach im Decembersonnenschein auch die Russen. Ob ihm das eben so viel Freude machen konnte, wie mir Elisa's Liebe, weiß ich nicht. So saß ich eines Abends in der Veranda des Patterson'schen Hauses und hielt meinen Arm um Elisa's Leib geschlungen. Wir blickten beide abwechselnd durch ein Fernglas nach dem engli=

schen Schiffe auf der Rhede, welches auf mich fahndete, und um mich über diese Gefahr zu trösten, küßte ich oft die schönen Lippen meiner Geliebten. Da trat plötzlich, wie dies der Mütter Art ist, Mistreß Patterson hinter dem Vorhange hervor, welcher die Veranda von dem Salon schied und erklärte mit amerikanischer Bestimmtheit, dieses Verhältniß dürfe ohne den kirchlichen Segen nicht länger fortgeführt werden. Und dieser kirchliche Segen ward gesprochen, obwohl der französische Gesandte Pichon, mein jetziger General-Steuerdirector, Himmel und Hölle aufbot, die Heirath zu hintertreiben. Von da ab siedelte ich mit Elisa in eine Villa der Patterson's über, unweit der Stadt, und wir lebten in fast ungetrübten Flitterwochen über ein halbes Jahr; ich war mittlerweile, ohne es zu wissen, ein kaiserlicher Prinz geworden.

„Im reinsten Familienglück saßen wir Abends zusammen, malten uns mit den schönsten Farben das kommende Glück, einen Erben in unsere Arme drücken zu können. Ach, ich sollte mich dessen nicht erfreuen! Meines Bruders wiederholte Aufforderung rief mich nach Frankreich zurück, der Krieg war ausgebrochen, und ich sollte in die Reihen des Heeres zurücktreten. Schwer gelang mir's, meiner Gattin meine Absicht mitzutheilen. Eine alte Negerin, eine schwarze Mademoiselle Lenormand, hatte ihr geweissagt, ihr würde, sobald sie über die See führe, ein großes Unglück

widerfahren. Unter Thränen beschwor sie mich, zu bleiben, unser stilles Glück nicht eitlem Glanze preiszugeben. Aber das Vaterland rief, und, die Wahrheit gestanden, — das eintönige Leben Baltimore's begann mich zu langweilen. Trotz ihres Zustandes wollte Elisa mich nicht allein reisen lassen. Mein treuer Begleiter le Camus miethete ein Paketboot und, den Engländern glücklich entwischend, gewannen wir die See. Nach langwieriger Reise, welche Elisa's trübe, von bangen Ahnungen gedrückte Stimmung noch peinlicher machte, langten wir in Lissabon an. Mit fürstlichen Ehrenbezeugungen ward ich an das Land geholt, aber, erst unter allerhand Vorwänden, bald aber offen und bestimmt ward die Landung Elisa's verweigert. Der Gesandte theilte mir mit, der Kaiser beabsichtige eine Scheidung. Ich nahm Abschied von ihr; wie ich ihr gelobt, nur auf wenige Tage, um alle Schwierigkeiten zu entfernen. Wir beide verabredeten, Alles aufzubieten, ihre Zulassung in Paris zu erreichen, denn ich suchte noch immer sie und mich selbst zu überreden, daß die Meinen beim Anblick dieses holden, hülflosen Geschöpfes ihre harten Pläne fallen lassen würden. Aber die Ahnung sagte mir doch schon, daß es vergeblich, unsere Trennung auf ewig sein würde. Schon hatte mein Bruder Alles in Bewegung gesetzt, unsere Herzen von einander zu reißen. Meine Mutter, mein Vormund, Cardinal Fesch, kamen

mir entgegen gereist, sie drangen in mich, diese ohne ihre Einwilligung geschlossene, darum also ungültige Ehe zu lösen.

„Wie wollte mein Bruder, der wenige Jahre später die eigene Ehe gewaltsam löste, Mitgefühl mit unseren Herzen haben? In den regierenden Häusern Europa's, erklärte er, werde er mir eine bessere Gattin suchen. Anfangs widerstand ich, Ehrgeiz und Eitelkeit aber blendete mich mehr und mehr, mein Sträuben ward allmälig schwächer, zuletzt willigte ich auf sein Versprechen, für Elisa sorgen zu wollen, ein, sie zu verlassen. Vergebens schrieb mein treues Weib von England aus die zärtlichsten Briefe; sie wurden unterschlagen. Während die Arme vergebens es versuchte, in Holland den Continent zu betreten, sprach der Papst schon die Scheidung aus."

König Jerome, der anfangs im leichten, über das eigene Mißgeschick spottenden Tone geredet, war im Verlauf seiner Erzählung bitter erregt, ja leidenschaftlich geworden. Er zog ein kleines Medaillon aus der Brieftasche, öffnete es und küßte es heftig. „Fern von mir, auf englischem Boden, ohne Freunde, gebar sie — mein einziges Kind, um dann allein, verlassen und zerknirscht zu den Eltern heimzukehren! Und ich? — — Thränen löschen das Geschehene nicht aus. O, wie bitter habe ich bereut, dem Bruder nachgegeben zu haben! Ich lebe kinderlos, liebeleer, und nur des

Schicksals Vergeltung ist es, daß der harte Mann mir jetzt den Thron wieder zu nehmen droht, um dessen Besitz ich so schwer gesündigt."

„Ich habe Elisa angeboten", fuhr er nach einer Pause fort, „hierher in mein Reich überzusiedeln; ich wollte sie zur Fürstin von Schmalkalden machen. Ich hätte denn doch mein Kind, meinen Sohn, in meiner Nähe gehabt, ihm eine wenigstens glänzendere Zukunft bereiten können. Daß sie noch immer mich Treulosen liebt, weiß ich, aber sie dachte an ihre Ehre, als sie mein Anerbieten ausschlug. Ach, ich fühle es, wir sind auf ewig geschieden. Oede im Herzen sitze ich hier, und der elende Lohn, diese Krone selbst, will meinen Händen entgleiten. Der Tag wird kommen, bald genug, wo mein Reich bricht, verschwindet, nicht wie das heilige Ilios, sondern ruhmlos und spurlos im Meer der Vergessenheit. Und jetzt werde ich selbst meinem Bruder schreiben, offen und deutlich! Sobald er mir den Thron raubt, verlasse ich Europa, kehre zu ihr, der Geliebten, zurück. Wenn er sieht, daß ich Ernst zeige, — er wird sich besinnen!"

Kurt's sittliches Gefühl verletzten diese Aeußerungen, dies Gemisch von Frivolität und Empfindung, in hohem Grade. „Sire, Sire", rief er, „sind nicht schon solche Worte ein Frevel am eigenen Herzen? Liebeleer nennen Sie sich, während Sie eine fürstliche Gemahlin

besitzen, deren Herz doch so treu, duldend und vergebend Ihnen zugehört?“

„Ich schelte sie nicht. Gewaltsam hat man uns zum Altar geschleppt, und doch, für eine Convenienzheirath, wie Fürsten sie stets einzugehen gezwungen sind, könnte mir keine bessere Hälfte zugeführt werden, als Catharina. Sie ist ein Muster von einem Weibe, anders wie die kalte Oesterreicherin an meines Bruders Seite. Sie wird mir treu bleiben im Glück wie im Unglück, das glaube ich sicher. Aber kann ich in meinem Herzen handeln, wie in einem Hause, das man nur neu zu betünchen braucht, alle Erinnerungen an den früheren Besitzer zu verwischen? Kann ich —“

„Wer mag das verlangen?“ unterbrach Kurt hitzig seinen König. „Nicht Sie allein, Sire, wohl Mancher, neben und unter Ihnen, trägt eine — unheilbare Wunde im Herzen. Wer sie hat, trage sie aber still, würdevoll, verberge sie der gaffenden Welt! Eine zweite, noch tadelnswerthere Untreue begehen, um die erstere zu sühnen, wer möchte das billigen? Als Sie Ihre erste Ehe eingingen, waren Sie kaum den Kinderschuhen entwachsen und ohne Ueberlegung; die Eltern Ihrer ersten Gemahlin aber, Ihre Unerfahrenheit benutzend, drängten Sie zu dem Schritte, den bessere Rathgeber verhindert hätten. Jetzt sind Sie ein Mann, Sire, ein Mann, über den die Welt einst richten wird. Was würden Sie thun, wenn der Kaiser Sie, trotz

Ihrer Drohung, doch entsetzte? Dieselbe ausführen? Ihre zweite Ehe den Augen der Welt preisgeben, wie die erste? Niemals, Sire, niemals könnten Sie das, ohne sich selbst zu schänden!"

Der König war roth geworden. „Meinetwegen", sagte er in empfindlichem Tone. „Es war auch nur eine Idee! Aber Du muthest Einem wahrhaft Pferdenerven zu. Erst diesen Aerger und hinterher Deine Strafpredigt."

„Nur stille, Wiedenbrück", fuhr er, mit der Hand winkend, fort, da Kurt etwas erwidern wollte, „Du willst mich langweilen, Du willst mich gewiß wieder ermahnen, deutsche Lectionen zu nehmen? Ich bitte Dich, verschone mich wenigstens heute damit. Du glaubst nicht, wie angegriffen ich schon bin. Erzähle mir lieber von Antonie Durand! Liebst Du sie sehr? — Nun, nun", fügte er gutmüthig hinzu, als Kurt mit stolzem Schweigen die Achseln zuckte, „da Du mir nichts von Deinen Angelegenheiten vertrauen magst, meinetwegen! Ihr Deutschen nehmt alle Dinge stets zu ernst. Ich bin in sehr verschiedenen Lebenslagen umhergeworfen und habe mich gewöhnt, Menschen und Dinge nach ihrem Wesen zu beurtheilen und nicht nach dem Schein. Ich war Flüchtling und Sieger, Kaufmann und General, jetzt bin ich König von Westphalen; wer weiß, was ich noch sein werde! Habe den Wermuthkelch bitteren Schmerzes, habe den schäumenden Becher des Ver-

gnügens geleert. Was ist die Nutzanwendung, die ich aus Allem gezogen habe? Dieselbe meines großen Vorgängers im Königsamte, Salomo's: Alles ist eitel. Du magst Recht behalten. Furcht und Zorn sind nicht in mein Blut gemischt, sie werden mich nicht zu Schritten verleiten, welche mich in den Augen der Welt erniedrigen. Die Philosophie der Epikuräer ist die einzige, in welcher Vernunft ist. Die Freude genießen, welche der Moment bietet, das ist das einzige, was uns gewiß ist, alles Andere schwankt. Was willst Du es tadeln, wenn ich gern an dem reinsten Glücke hange, welches mir je geboten ward, an der Liebe der schönen Elisa, von der ein grausames Geschick mich trennte? Ach, Wiedenbrück, ich langweile mich hier in Westphalen. Zu kalt, zu neblig ist mir das Land, zu kalt, zu neblig auch seine Bewohner. Ihr Deutschen seid nur zur Erfüllung eurer Pflicht geboren. Aber laß uns das Gespräch abbrechen. Besuche mich heute Abend nach dem Theater mit Antonie im Marmorbade. Ich habe Euch Beide noch nie bei meinen parties fines gesehen. Marinville hat die Arrangements schon getroffen. Die reizende Clara Lacomme wird uns Lieder vortragen, es sollen auch einige von Deinem geliebten Mozart darunter sein. Du willst nicht, Murrkopf? Ich werde Antonien Weisung geben, daß sie Dir den Kopf zurechtsetzt."

Kurt verabschiedete sich von seinem Monarchen.

Die Dämmerung war eingebrochen, als er das Bellevue-Schloß verließ. Mit bitteren Empfindungen dachte er der Eindrücke, die er empfangen, der Charakterschwäche des Königs, welcher, momentan Einflüsterungen leicht nachgebend, doch dauernd immer unzugänglich blieb für alle Bemühungen, ihn über sich selbst zu erheben. Ein peinliches Gefühl seiner eigenen Aehnlichkeit mit Jerome kam noch dazu, denn die Erzählung des Königs hatte die Erinnerung an das eigene Herzeleid in ihm erweckt und das Bewußtsein der eigenen Schwäche, mit welcher er Hertha aufgegeben, wie der König Elisa. Waren auch die äußeren Umstände verschieden, er fühlte doch immer klarer jetzt, daß ein Mann von festem Charakter nicht so leicht wie er den Schwierigkeiten nachgegeben und Anzeichen geglaubt haben würde, die möglicherweise doch auch in einer Täuschung ihren Ursprung haben könnten. Möglicherweise — denn wahrscheinlich, sagte er sich, war es dennoch nicht.

Langsam, gesenkten Hauptes, nahm er seinen Heimweg durch den Auegarten. Die Bäume dufteten im reichen Blüthenschmuck und in der Ferne flöteten die Nachtigallen. Ihm war es wie ein Gruß der Heimath. — Er setzte sich auf eine Bank und blickte träumerisch über die frischen Wiesen nach der Fulda, deren Wasser die scheidenden Sonnenstrahlen vergoldeten.

Da hörte er ein Geräusch von Schritten in seiner unmittelbaren Nähe und, zur Seite blickend, gewahrte

er einen Mann, welcher mit über der Brust gekreuzten Armen neben ihm stehen blieb und nachdrücklich mit vorwurfsvollem Tone sagte: „Muß ich Ihnen hier guten Abend bieten, Herr Baron?“

Kurt fuhr in die Höhe. Mehr an der Stimme, wie an der Erscheinung, erkannte er den Werber Becker. „Was wollen Sie von mir?“ rief er heftig, indem er aufsprang. Dieser Mann — der Ton, in welchem er sprach, berührten ihn unangenehm, sie waren eine empfindliche Mahnung an die schmerzlichen Erlebnisse der letzen Vergangenheit, an einen unerfüllt gebliebenen Lebensplan.

„Was ich von Ihnen will? Ich will Ihnen etwas bringen, nichts von Ihnen haben. Sich selbst möchte ich Ihnen wiederbringen und die mannhaften Vorsätze früherer Zeiten.“

„Halten Sie mich für ein Kind?“ entgegnete Kurt ärgerlich. „Wie können Sie sich unterfangen, mich mit Rathschlägen und tollen Plänen zu verfolgen? Ich rathe Ihnen, sich mit jungen Bauerburschen zu begnügen bei Ihren Werbefahrten, noch mehr aber rathe ich Ihnen, Ihre gefährlichen und strafbaren Unternehmungen ganz aufzugeben. Sie werden sich noch an den Galgen bringen.“

„Herr Baron, Herr Baron“, sagte Becker, traurig den Kopf schüttelnd, „wohin sind Sie gekommen! Ist das der deutsche Edelmann, der —“

„Schweigen Sie und entfernen Sie sich. Gestern erst sind zwei Soldaten meines Regiments desertirt, sicher haben Sie wieder die Hand dabei im Spiel. Ich werde Sie arretiren lassen, sobald ich Sie zum zweiten Mal in Cassel antreffe."

In den Augen des Werbers blitzte ein Strahl wilder Wuth auf. Dann gewann sein Gesicht wieder den Ausdruck ruhiger Ueberlegenheit. Er sagte in feierlichem Tone:

„Wahr di Junker, gah torügg!
Wahr din Leben, wahr din Glück!"

Er drehte sich schnell um und war in dem dichten Gehölz verschwunden.

Kurt rieselte ein kalter Schauder über den Nacken. Wo hatte er doch diese Worte schon gehört, daß sie ihn so ergriffen? Die geheimnißvolle Erscheinung der „ollen Fru" auf dem Steinblock in der Haide hatte sie ihm zugerufen, die Ahnfrau seines Hauses, wie die Sage ging. Er strich mit der Hand über die Augen, vor denen diese gespenstische Gestalt sich zu erheben schien.

„Thorheit", sagte er sich dann. „Ein fünfund-zwanzigjähriger Chevauleger-Officier, der noch am hellen Tage Gespenster sieht!"

Doch trat er langsam und nachdenklich den Rück-weg an.

Ende des zweiten Bandes.